

Maurmer Neujahrs-Blätter 1995



Inhalt

Maur in der Sicht seiner Kulturschaffenden Zum Thema der Maurmer Neujahrsblätter 1995 <i>Werner DeHaas</i>	2
Renate Steiger und Claus Bremer <i>Hans Ulrich Voser</i>	7
Godi's Maur <i>Godi Leiser</i>	14
Ist Maur für Kultur etwa zu grün? <i>Stefan Witschi</i>	19
Inspirierende Landschaft <i>Ruth Zürcher</i>	22
Entspannung und Kreativität <i>Lucia Buchli und Theo Wegmann</i>	25
Maur als Drehpunkt eines Lebenskarussells <i>Irmgard Keldany</i>	30
Anmerkungen zur Kunst in Maur <i>Erhard Fappani</i>	34
Theater in der Mühle <i>Frank Joss</i>	39
Gedankenskizze zu meinem Gemeindebild <i>Hannes Portmann</i>	46
Kleine Standortbestimmung im Heute <i>Yvan Pestalozzi</i>	50
Dörfliche Kultur aus eigener Initiative <i>Walter Geiser</i>	55
Mit Musik geht alles besser <i>Aiko und Eckhard Fiebig</i>	60
Schutzplatz <i>Felix Karrer</i>	65
Arnold Zürcher, Eisenplastiker <i>Ulrich Knobel</i>	70
Rückblick auf eine kulturelle Tradition <i>Hans Ulrich Voser</i>	75
Porträt 1995: Liselotte Stierli <i>Werner DeHaas</i>	82
Maurmer Chronik 1994 <i>Helene Aeberhard</i>	86

Zum Thema der Maurmer Neujahrsblätter 1995

Maur in der Sicht seiner Kulturschaffenden

Der Entscheid für das mit dem Titel gegebene Leitthema dieser Ausgabe mag zwar durch die lebhafteste Mediendiskussion im Umfeld der Abstimmung über den Kulturartikel stimuliert worden sein, doch ausschlaggebend war vielmehr das persönliche Interesse aller Mitarbeiter in Redaktion und Autorenkreis an einer gedeihlichen Weiterentwicklung des kulturellen Maurmer Gemeindelebens, einsichtig ausgerichtet auf die nach Geschmack, Anspruch und Bedürfnis so verschiedenartige Einwohnerschaft.

Das wirkt auf den ersten Blick als recht hochgeschraubte Erwartung, ist aber, wie die Lektüre dieses Hefts bestätigt, durchaus realistisch. Denn der Behördewechsel mit anschließender Neubildung des für Kulturelles zuständigen Gremiums öffnet ja das Fenster des Sitzungszimmers im Gemeindehaus für frischen Wind, neue Ideen, andere Konzeptionen, bei deren Sichtung allerdings erfahrungsklug bedacht werden sollte, dass nicht alles Neue auch Fortschritt ist, nicht alles Bisherige schon überholt. Ruhig darf gesagt sein, dass weitherum beachtete kulturelle Initiative und Aktivität unsere Gemeinde seit Jahren prägt. Der Beitrag «Rückblick auf eine kulturelle Tradition» zeigt das sowohl den notorisch Naserümpfenden wie natürlich jenen, die, erst neu zugezogen, sich bei der einen oder andern Feststellung im ländlichen Alltag fragen mögen, ob Maur kulturell nicht doch hinterm Mond lebt. Gerade darauf gibt die anschließende Textfolge schlüssige Antwort. Um ergänzend zu belegen, was in unserer Gemeinde realisierbar wird, wenn individuelle Inspiration und behördliche Aufgeschlossenheit zusammenspannen, genügen an sich drei Stichworte: Aristophanes' «Vögel», 1972 im Loorensaal nach Christoph Helds Idee und Regie von Schülern aller Stufen aufgeführt; und die «Maurmer Folk-Festivals» 1977-1983 auf dem Burg-Areal, die

Peter Niederhäuser initiierte; sodann neuerdings das «Orchester Maur».

Die Autorenliste dieser Ausgabe ist – obwohl sie von den weit zahlreicheren Kulturschaffenden unserer Gemeinde nur rund ein Dutzend erfasst – länger als gewohnt, auf alle Bereiche künstlerisch-kulturellen Schaffens ausgedehnt, die in der Einwohnerschaft als Beruf vertreten sind. Zielsetzung bei der Werbung um entsprechende Beiträge war, Maur einmal aus der persönlichen, subjektiven, auch kritischen Sicht von Kulturschaffenden unter uns zu erleben, von Licht und Schatten in ihrem Alltag im heutigen «Kulturbiotop Maur» zu erfahren, auch von ihren Erwartungen und allfälligen Ideen zum Mitmachen in der Gemeinde-Gemeinschaft, wenn schon bloss durch Anstösse zu nützlichem Reflektieren.

Daraus ist nun eine Art Momentaufnahme der lokalen Kulturszene entstanden, durchaus passend ins Grundkonzept der «Maurmer Neujahrsblätter» als Dokumentation und Informationsquelle u. a. für einen früher oder später fälligen aktualisierenden Nachtrag zur 1979 erschienenen «Geschichte der Gemeinde Maur».

Bei der inhaltlichen Planung sind im übrigen Angaben über Biographie und Werk der beteiligten Kulturschaffenden von vornherein bewusst aufs knappste begrenzt worden; denn es sollte ja kein Katalog wie für eine Ausstellung entstehen, sondern eben ein Bild vom aktuellen Stand des Kulturlebens unserer Gemeinde sowie vom in der Einwohnerschaft vorhandenen künstlerischen Potential zur Angebots-Variation und -Erweiterung.

Dass dazu durchaus Möglichkeiten gegeben sind, zeigt die Lektüre dieses Hefts recht schlüssig. Bei unsern Kulturschaffenden warten sozusagen auf Abruf einerseits viele (und nicht unbedingt kostspielig realisierbare) Inspirationen, Vorstellungen und Insider-Tips zur Entwicklung einer kulturellen Maurmer Eigenproduktion. Andererseits besteht bei ihnen offenbar Bereitschaft, bei der Verwirklichung zumindest mitzuhelfen, im

zumutbaren Rahmen oft sogar ohne erst zu fragen, wieviel es einbringt, obwohl das – ich weiss, ich weiss! – heute als kauzig weltfremd gilt. Doch Kulturschaffen setzt ja seit jeher einen guten Teil unberechnender künstlerischer Passion und Idealismus der Ausführenden wie ihrer Förderer voraus, wobei – was nur zu oft übergangen wird – die entsprechende Einstellung, als sie noch geachtet war, gar manche private Gratisleistung zugunsten der Allgemeinheit getragen hat, statt dass kleinlich die «Gemeinde» – ein Euphemismus für unser aller Portemonnaie! – damit belastet wurde. Kultur lässt sich aber ohne ethische Basis nicht schaffen, meine ich. Und für das vielzitierte, selten praktizierte Umdenken gilt halt auch das Motto «... ausser man tut es».

Darüber, ob «kulturschaffend», obwohl vom «Duden» akzeptiert, als Berufsbezeichnung eine sinnvolle Wortschöpfung sei oder eher zum modisch kurzlebigen «Dummdeutsch» (Henscheid) gehöre, lässt sich streiten. Mir, und nicht mir allein, erscheint sie als ebenso komplizierte wie neblige Umschreibung künstlerischen Schaffens, ob professionell oder dilettierend, wobei mich fast mehr noch als die sprachliche Umständlichkeit die unterschwellige Suggestion stört, dass das, was da geschaffen wird, a priori Kultur sei. Kultur lässt sich ja nicht herstellen. Wäre sie produzierbar, so wäre sie auch zerstörbar, dann wieder ersetzbar, und das ist echte Kultur eben nicht, wie jede Kulturgeschichte der Menschheit belegt. Anders gesagt: Ob das, was bei künstlerischem Schaffen gleich welcher Sparte heute entsteht, kommenden Generationen als Kulturgut unserer Zeit gelten wird, bestimmen die bis dahin vergehenden Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte als Sieb zwischen Kurzlebigen und Beständigem.

Über Kultur ist so viel geredet, geschrieben und erklärt worden, dass man meinen sollte, der Begriff sei eindeutig definiert. Bei Diskussionen erweist sich indes, dass es fast so viele Auslegungen davon gibt wie Diskussionspartner. Um die Definition haben sich viele Philosophen bemüht, von Herder, der sie als

höhere Natur begriff, über Kant und Fichte, die sie mit Freiheit identifizierten, bis zu Hegel, der sie als Verwirklichung des Geistes ansah. So angegangen bekommt Kultur jedoch etwas Elitäres, das ausgerechnet das hemmt, was sie verwesentlichen könnte, nämlich ihre Verbreitung auf die Allgemeinheit, auf mehr und mehr Menschen und Völker. Näher kommt dem die Definition des Basler Literaten Valentin Herzog: «Kultur wird verstanden als Gesamtheit des gestalterischen Schaffens innerhalb einer Gesellschaft, dessen Ziel es ist, Werke oder Leistungen hervorzubringen, die den Rahmen des banal nur Lebensnotwendigen sprengen und dadurch ins öffentliche Bewusstsein hineinwirken. In diesem Sinn gehören der philosophische Essay, das Gedicht und der Liederabend ebenso zur Kultur wie die Bauernmalerei, der Volkstanz oder ein sportlicher Wettkampf. Entsprechend weit ist der Begriff der Kulturveranstaltung auszulegen.»

Damit wäre nun belegt, dass die Auffassung von Kultur als elitär, d. h. «nicht fürs Volk», nur für die höheren Stände, fehlt. Elitär mag sie allenfalls insofern sein, als sie von Geist, Phantasie, Kreativität, Denkfähigkeit bis zur Genialität lebt. Wie sehr fürs Volk sie aber zugleich sein kann, wird klar, sobald man über Begriffe wie Volksbrauch, Volkssport, Volkskunst, Volksmusik, Volksdichtung, Volksschule und Volkshochschule reflektiert, die alle zur Vielfalt kultureller Aktivität gehören. Und wenn man sich bewusst macht, wie viele Leute im Alltag kulturell produktiv sind, von Makramé-, Zeichen-, Foto- und Modellierkursen bis zu Volkstanzgruppen, Männer-, Frauen- und gemischten Chören, kommt man auch von der Kultur-Auslegung als etwas Abstraktem oder gar als Luxus ab, begreift sie vielmehr als das, was sie tatsächlich ist, nämlich etwas, das wir Menschen eben brauchen, um überhaupt Mensch zu sein.

Ohne Kultur wären wir nach der zoologischen Systematik bloss die Säugetierart *Homo sapiens*, oder wie der Verhaltensforscher Desmond Morris es ausdrückt, «nackte Affen». Also soll besser kein um Popularität bemühter Politiker behaupten, Kul-

tur brauchten wir eigentlich nicht. Doch als ebenso unhaltbar erweist sich bei näherem Hinsehen die in Stammtischrunden allzu leicht zustimmendes Nicken auslösende Argumentation, Kultur koste bloss gutes Geld, bringe jedoch nichts ein. Denkt man nämlich darüber nach, wie viele Menschen ihr tägliches Brot dank der Kultur verdienen, so beginnt man auch ihre Bedeutung als Wirtschaftsfaktor zu erahnen: Es sind ja nicht allein die einzelnen Maler, Musiker, Schauspieler, Tänzer, Plastiker, Bildhauer, Schriftsteller und Dichter, kurz die eigentlichen Künstler aller Sparten, die (mehr oder minder gut) davon leben, sondern, zudem, mit entsprechendem Konsum, die unzähligen Mitwirkenden an der Logistik des Kulturbetriebs. Doch ebenso wie diese Aspekte von Nichtbeteiligten kaum in ihrem ganzen Umfang ermessen werden, so gehen auch Kunstprofis oft unbedacht überheblich mit den Hobbykünstlern und Dilettanten, den Amateuren, um, vergessend, dass das «Liebhaber» bedeutet und daher vermutlich einen guten Teil der Zuschauer, Zuhörer, Käufer, Sammler, Leser, Ausstellungsbesucher usw. einschliesst, kurz das, wie es heisst, «werte Publikum», das für Kulturschaffende ja wahrlich nicht Quantité négligeable, sondern existenz- und erfolgstragend ist.

Wenn es gelungen sein sollte, mit dieser Einleitung ein paar der um Kultur und Kulturschaffen vorhandenen Missdeutungen, Fehlschlüsse und Vorurteile zurechtzurücken, will ich's zufrieden sein und überlasse es den anschliessenden Beiträgen, die Diskussion um Kultur und Unkultur in unserer Gemeinde weiter anzuregen.

Werner DeHaas



Renate Steiger und Claus Bremer

Ein Künstler-Ehepaar auf der Forch

Von den zahlreichen Kulturschaffenden, die in Maurs Grenzen leben, wirkt ein grosser Teil vorwiegend im Rahmen unserer Gemeinde. Daneben gibt es nicht wenige, die privat zwar bei uns verwurzelt sind, deren Schaffen sich aber auf unser ganzes Land und darüber hinaus erstreckt. Schauspieler, Schriftsteller, Dirigenten, Orchestermusiker u. a. gehören zu diesem Kreis, Künstler und Künstlerinnen, die für ihre Kreativität eine grössere Plattform benötigen als sie unsere Gemeinde bieten kann. Einzelne von ihnen kommen in diesem Heft mit persönlichen Beiträgen zu Wort; der besondere Fall eines in der Welt des Theaters und der Literatur beheimateten Künstler-Ehepaars wird im folgenden von dritter Hand beschrieben.

Red.

Sie, Renate Steiger, ist Darstellerin am Zürcher Schauspielhaus, er, Claus Bremer, ist Schriftsteller mit avantgardistischem Zuschnitt. Beide, schon lange Jahre miteinander verheiratet und Eltern von zwei erwachsenen Söhnen, leben seit 1970 auf der Forch. Hier erholen sie sich von ihren beruflichen Beanspruchungen, hausen sie im kleinsten Kreis für sich. Ihre Wohnung im «Brünneli» zeugt von ihrer Aufgeschlossenheit für den Geist unserer Zeit: Da klirrt dem Besucher – sofern in Betrieb gesetzt – eine Kunstmaschine von Tinguely entgegen, grüssen auf Karton geklebte Schuhe des Konkretisten Daniel Spoerri von der Wand, verrät ein schlichter Arbeitstisch voll farbiger Schnitzel und Papiere, bedeckt auch mit Text- und Bildentwürfen, originelle Kreativität.

Dass Renate Steiger und Claus Bremer sich und ihr Verhältnis zu Maur nicht selber schildern, hat äussere Gründe: *sie* ist allzusehr von der Hektik ihrer Bühnenverpflichtungen absorbiert, *er* leidet an einer chronischen Krankheit, die ihn beim Sprechen und Schreiben behindert. Zur Bewältigung der Schwierigkeiten, die sich aus dieser Konstellation ergeben, trägt unsere Gemeinde Entscheidendes bei: Schwer vorstellbar, dass sich die beiden auf der Forch ohne mühselige Sondermassnahmen behaupten könnten, wenn nicht die Spitex während der beruflichen Abwesenheiten Renate Steigers die Betreuung ihres Gatten übernehmen würde.

Wie ist das Wesen und Wirken einer Schauspielerin mit einiger Anschaulichkeit zu würdigen? Die Realisierung ihrer Kunst vollzieht sich im Scheinwerferlicht der Bühne; mit Worten erfasst man meist nur Karrieredaten und Erinnerungsbilder, die Unmittelbarkeit ihrer Leistung kaum. Von *Renate Steiger* darf gesagt werden, dass sie mit Vorliebe entschiedene und kraftvolle Frauengestalten verkörpert. Die kernigen Rollen in den zupackenden Volksstücken von Dario Fo spielt sie daher besonders gern. Eine grosse Affinität hat sie auch zur antiken Tragödie. Dies mag mit den theatralischen Aktivitäten ihres Mannes zusammenhängen: Claus Bremer hat in jüngeren Jahren unter anderem Sophokles und Äschylos ins Deutsche übertragen und für die heutige Zeit bearbeitet. 1972 begleitete er als Dramaturg in Düsseldorf eine Inszenierung seiner Version der äschyleischen «Perser». Renate Steiger hatte darin den einzigen weiblichen Part zu übernehmen, ein Unterfangen, das zu ihren fesselndsten Theatererfahrungen zählt.

Ihre Laufbahn begann Renate Steiger in Zürich, wo sie schon als Elevin in einem Stück von Pirandello mit Maria Becker auftreten durfte. Das erste grössere Engagement erhielt sie 1957 in Darmstadt, einer damals sehr wagemutigen Bühne, an der auch der Schweizer Regisseur Werner Düggelin sein Temperament versprühte. Unter ihm stellte sie in Goethes «Urfaust» das Gretchen dar, ein Rollendebüt, an das sie sich



Renate Steiger in "Der schwarze Tanner" von Xavier Koller

noch heute gern zurückbesinnt. Ihre weitere Karriere führte sie über Kassel, Düsseldorf, München und andere Stationen wieder nach Zürich. Hier fand sie zunächst im Theater am Neumarkt und – heute fast ausschliesslich – im Schauspielhaus, gern gesehen und gehört, ein befriedigendes Wirkungsfeld.

Nicht nur auf der Bühne, auch privat begegnet uns Renate Steiger als Persönlichkeit mit gewinnender Ausstrahlung. Mit ihrer Natürlichkeit und Frische nimmt sie für sich ein, verbreitet sie eine positive Grundstimmung. Ihr Zuhause auf der Forch ist für sie mehr und mehr zu einem Ort der Sammlung, zu einem Ruhepunkt im alltäglichen Getriebe ihres Bühnenberufes geworden. Hier auch hat ihr Mann – nach dem Ausbruch seiner Krankheit – eine neue und ideale Arbeitsstätte gefunden.

Was *Claus Bremer* in seinem Arbeitszimmer an literarischen Innovationen in Szene setzt, beruht auf rational beherrschter schöpferischer Energie. Es ist die Leistung eines Menschen, der – in seiner Mobilität eingeschränkt – eine eigene Welt der Bilder und der Ideen entwirft, nicht selbstgenügsam auf sich bezogen, sondern stets mit dem Anspruch, dem Einzelnen und dem Kollektiv eine Botschaft zu vermitteln. Sein Lebenselixier heisst Aktivität, gleichgültig, ob er sich – wie einst – auf der Bühne

oder – wie noch heute – im schriftstellerischen Bereich entfaltet. Immer und auf jedem Gebiet war es seine Absicht, Publikum und Leserschaft zum Erkennen ihrer gesellschaftlichen Situation und zu schöpferischem Mitdenken anzuregen. Solchem Zweck dienten die verschiedensten theatralischen und literarischen Experimente. Mit Daniel Spoerri, Jean Tinguely, John Cage, Max Bill und anderen gehörte er jener Kriegsgeneration an, die nach Friedensschluss und Wiederaufbau die bürgerliche Kunsttradition in Frage stellte. Zuschauer und Leser sollten Kultur inskünftig nicht bloss als ästhetisches Ereignis konsumieren, sondern zum Mitwirken am Entstehen des Kunstwerks und zur Reflexion über seine Bedeutung veranlasst werden. In diesem Sinn erprobte Claus Bremer 1957 mit Daniel Spoerri in Bern ein «dynamisches Theater» zum Mitspielen des Publikums, liess er in Frankfurt 1971 im Stück «Wir beginnen ein Spiel» die Zuschauer gar die Bühne besetzen. Was ihm mit solchen Aktionen vor Augen schwebte, lässt sich auch mit seinen eigenen Worten sagen: «Die Kunst soll nicht über den Menschen, der Mensch soll über die Kunst verfügen.»

Dieselbe Tendenz hat Claus Bremer auch als Schriftsteller verfolgt. Mit Eugen Gomringer gehörte er zu den Begründern der sogenannten «konkreten Poesie». Es ist dies eine von der üblichen Norm abweichende Vers- und Sprachkunst, die nicht bekenntnishaft oder mitteilend die persönlichen Gefühle oder Anschauungen des Dichters ausdrücken will, sondern die Worte und ihre Inhalte als Material benutzt, um zuhanden des Lesers graphische und interpretatorische Form- und Gedankenspiele zu arrangieren. Da überblicken wir – um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen – Tabellen mit teils unvollständigen Wörtern und Wendungen, die uns zum Ergänzen, Kombinieren, Erschliessen anregen sollen. Es sind «Montagetexte», Einladungen zu schöpferischer Lektüre, deren Sinngebung der Lesende selber besorgt. Im Rahmen solcher absichtlich anspruchsvoller Literatur nimmt Claus Bremer eine wichtige Stelle ein: Seine «konkreten Gedichte» haben Platz in Sach-

und Schulbüchern gefunden; als originelle Spezies der Poesie gingen sie um die Welt. Ihre unpersönliche Objektivität hält der Autor heute allerdings für überholt: Seit einiger Zeit schon hat er das Bedürfnis, «Farbe zu bekennen», seine eigene gesellschaftliche Position in seine Wortkunst einzubeziehen. Er hat dies zunächst über einen merkwürdigen Verfremdungseffekt versucht: Mit den Schriftzeichen einer Schreibmaschine stellte er einfache Umrissbilder her, sitzende und fliegende Tauben, Sternfiguren, einen Soldaten mit Gewehr, eine Fabrik mit rauchendem Kamin. Den Text, der die Umrisse des jeweiligen Sujets ausfüllte, setzte er zum Gegenstand des Bilds in ein Spannungsverhältnis. Seine Friedenstaube mit gespreizten Flügeln etwa enthält ein Mao-Zitat, das mit folgendem Satz beginnt: «Jeder Gedanke, der ein Nachlassen des Kampfwillens verursacht oder eine Geringschätzung des Feindes bedeutet, ist falsch . . .». Das heisst: Wer Bremers Friedenstaube «liest», soll sich bewusst werden, dass es heute zur Erhaltung des Friedens des Kampfes bedarf.

Erst in seiner späteren Maurmer Zeit hat Claus Bremer eine besonders ingeniöse Verbindung von Sprache und graphischer Darstellung geschaffen. Er nennt sie wiederum «Gedicht-Bild» und deutet sie als Weiterentwicklung der – bereits erwähnten – «konkreten Poesie». Äusserlich betrachtet, sind «Gedicht-Bilder» phantasievoll angeordnete Buchstabengirlanden, Buchstabenverschlingungen, Buchstabenornamente. Sie können als graphisch interessante Druckgebilde für sich bestehen, gleichzeitig aber zum sinnvollen Text entziffert werden. Ihre jeweilige Aussage ist in die Form des «Haikus», eines aus dem Japanischen stammenden Dreizeilers gebannt. Sie zu «lesen», fällt schwer, doch liegt gerade darin nach den Worten ihres Autors die Herausforderung für alle, die sich mit ihnen beschäftigen: «Erst die Bereitschaft des jeweils Betrachtenden, das Bild aufzugeben, buchstabenweise, silbenweise, wortweise sich ergreifen zu lassen, zu lesen (was hier gleichbedeutend ist mit Nachdichten, Mitdichten, Dichten) wandelt das Bild zum Gedicht.»

Eines der ausgewogensten Gedichtbilder von Claus Bremer beruht auf folgendem Haiku:

Denk nicht an früher
legen wir einen Weg an
machen wir neues.

Es zeigt uns zunächst einen graphischen Knäuel, bestehend aus Punkten, Balken, Kreuzen, schwarz ausgefüllten oder mit weissen Höhlungen versehenen Lettern. Bei näherem Zusehen entwirrt er sich zu einem übersichtlichen Gebilde, das unsern Blick über gebogene und gezackte Linien leitet. Der Anfang und der Schluss sind – diagonal von links oben nach rechts unten weisend – graphisch aufgelichtet; sie konzentrieren die Aussage des Dreizeilers auf den Kernsatz «Denk neues!». Dazwischen liegt der nicht leicht zu lesende «Weg», den es zurückzulegen gilt. Das Ganze wirkt auf den Betrachter als gelungene Synthese von Wort, Aussage und Bild.



Könnte eines dieser originellen graphischen Sinn-Bilder auch eine Botschaft an unsere Gemeinde enthalten? Claus Bremer hat für die «Maurmer Neujahrsblätter» einen Dreizeiler ausgewählt, der in gedrängter Form ausdrückt, was er sich im Blick auf unser kulturelles Leben und unser zwischenmenschliches Verhalten wünscht. Er lautet so:

Schreiben heisst machen
wir die Fensterläden auf,
dass wir uns sehen.

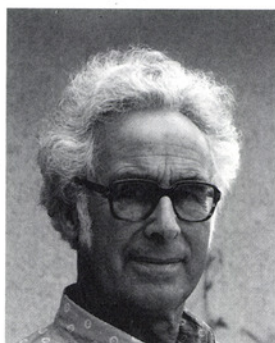
In knappster Formulierung drückt sich darin aus, was fruchtbares Kommunizieren bedeutet: Selbstdarstellung, um sich ändern zu zeigen und verständlich zu machen; sich der Welt öffnen, damit wechselseitiger Kontakt möglich wird; Klarheit schaffen über die Position, die wir in der Gesellschaft einnehmen.

Hans Ulrich Voser

Biographisches

Geboren wurde *Renate Steiger* in Kreuzlingen, aufgewachsen ist sie in St. Gallen, ihre Ausbildung erhielt sie an der Schauspielakademie in Zürich. Ihr erstes Engagement führte sie 1957 nach Darmstadt, wo sie unter der Regie von Werner Düggelin u. a. das Gretchen in Goethes «Faust» verkörperte. Nach mehreren Stationen an deutschen Bühnen kam sie 1984 endgültig ans Zürcher Schauspielhaus. Häufig ist sie auch am Fernsehen, am Radio und in Filmstudios beschäftigt. Auf der Forch lebt sie seit 1970.

Die ursprüngliche Heimat von *Claus Bremer* ist Hamburg. Hier studierte er auch Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte. Anschliessend wirkte er an fast allen wichtigen deutschsprachigen Bühnen als Dramaturg oder Theaterleiter. Als Dozent betätigte er sich längere Zeit an der Ulmer Hochschule für Gestaltung und bei der Vereinigung «Farbe und Form» (F + F) in Zürich. Mit Eugen Gomringer u. a. begründete er die «konkrete Poesie». Seine zahlreichen Publikationen behandeln u. a. gesellschaftskritische Probleme und Theaterfragen. Seit 1977 ist er Bürger von Maur.



Godi Leiser

Zeichner

Geboren 1920. Nach Lehre als Bankangestellter und Kanzlist 1943 Grafiker-Ausbildung an der Kunstgewerbeschule St. Gallen. Arbeitsaufenthalte in Amsterdam, Paris und Mailand; seit 1950 selbständig als Grafiker und Zeichner mit Atelier zunächst in Zürich, dann in Maur.

Godi's Maur

«In steuergünstiger, naturnaher Gemeinde zwischen Greifensee und Forch, von Wiesen und Wäldern umgeben, fünf Autominuten von Zürich entfernt, vom öffentlichen Verkehr gut erschlossen...», so etwa könnte ein hiesiger Wohnsitz umschrieben werden. Maur ist allerdings längst kein Geheimtip mehr, sondern in den letzten Jahren recht in Mode gekommen; das verdichtet bebaute Binz mit seinem Schwamendinger Charme bestätigt den Trend.

Fährt man von Zürich her beim Bänkelsteg in den Wald, dann hat man die Stadtluft endgültig hinter sich: Bei der Platte lichten sich die Bäume; plötzlich liegt hell und leuchtend der Greifensee vor einem, und dahinter die Hügelzüge des Zürcher Oberlands. Über die Häuser ragt ein Kirchturm, kein gewöhnlicher: mit neugotischen Ecktürmchen ist er verziert und mit farbigglasierten Ziegeln gedeckt. Für Vorbeifahrende ist Maur das Dorf, dessen Kirche farbige Ziegel hat.

In Maur wohnt man nicht bloss, sondern ist da zu Hause. Wir Leisers, eine fünfköpfige Familie, sind es seit 28 Jahren, Einge-



G. MEYER
14

borene also. Die inzwischen längst ausgeflogenen Kinder gingen im Schulhaus Pünt und auf der Looren zur Schule, bauten Hütten im Wald und «böötelten» im Morgengrauen auf dem Greifensee. Im Unter- wie im Oberdorf kennt man sich, weiss, wer mit wem Krach hat und wie der Bauer heisst, der im Männliacher, beim Sponstürli oder im Feumet auf dem Traktor sitzt.

Nach Mitternacht, wenn das Röhren auch des letzten Motorads auf der Strasse nach Ebmatingen verhallt ist, hält der späteste Bus aus Zürich an der Haltestelle «Maur Dorf», neben den schlafenden Occasionen der Garage Wallimann. Zum obern Dorfteil führt der spärlich erleuchtete Weg dem Dorfbach entlang, bei der Mühle über die Brücke hinauf zur Burg, dann am ältesten Haus vorbei, dem Schläflihaus. Dort huschen dann jeweils Katzen aus dem Dunkeln, wollen vom Spätheimkehrer noch gestreichelt werden. Fast ein Spitzweg-Idyll.

Was die Burg angeht: So wie man sich eine vorstellt, sieht sie eigentlich nicht aus. Zur Zeit der Gerichtsherren gab es über den dicken Mauern noch einen hölzernen Umbau mit Spitzgiebel, der ihr ein trutziges Aussehen verlieh. Jetzt tut sie bescheidener, und fast scheint es, dass sie nicht auffälliger sein möchte als die Wohnblöcke an der Burgstrasse. Man muss sich also über die verlegene Frage von Neuzuzügern nicht wundern: «Sie, under eus gseit, wo isch dänn d'Burg?»

Und doch ist sie ein Wallfahrtsort für Kunstbeflissene, wenigstens an jedem ersten und dritten Samstag des Monats; dann ist nämlich oben im zweiten Stock die Herrliberger-Sammlung für Besucher offen. Diese Sammlung verdankt Maur Werner Suter. Sie ist dem Schaffen des letzten Maurmer Gerichtsherrn David Herrliberger gewidmet, der auf dieser Burg seine einfachen Amtspflichten ausübte und als Verleger, Kupferstecher und Radierer tätig war. Er ist nicht so berühmt geworden wie der von Gottfried Keller besungene Landvogt in Greifensee, und bisher trägt noch kein Schiff seinen Namen.

Nun, sicher gab es grössere Künstler im Land als Herrliberger. Aber er war, wie sich heute feststellen lässt, ein aktualitäts-



naher Künstler, ein Reporter gewissermassen, der den Alltag seiner Zeit in Bildern festhielt. Statt Vornehme in Öl zu porträtieren, hat er seine Modelle auf der Strasse gesucht: die «Ausrufer», Marktschreier und Hausiererinnen, eine faszinierende Gesellschaft, jeder und jede in anderem Tenue, sittsam und vergammelt, auf ein Produkt spezialisiert, seien es nun Schiefertafeln, Ferkel, Gänse, Sträusse, Gläser oder Bienenhonig. Er hat

es fertiggebracht, die heutige Generation an seiner Reportage zu interessieren, den jetzigen Werbefritzen ihre Vorgänger zu präsentieren. Er arbeitete auf moderne Art und Weise, mit freien Mitarbeitern, die für ihn in allen Ecken und Enden des Vaterlands tätig waren und Zeichnungen lieferten, die dann in gedrucktem Zustand auf den Markt kamen.

Wenn ich von meinem Atelier in der Burgscheune durch die Blätter der grossen Platane im Hof über das bemooste Dach der Schmitte hin zum Eingang der Burg schaue, überkommt mich ein eigenartiges Gefühl: Ich mache im Grund ja dasselbe wie seinerzeit Herrliberger, bloss zwei Jahrhunderte später, nicht einmal raffinierter; auch ich zeichne im Freien und begegne meinen Zeichnungen wieder in vervielfältigter Form. Ist da vielleicht eine Wechselwirkung, eine geheimnisvolle Ausstrahlung des «Château de Mour»?

Sei dem, wie ihm wolle. Ich möchte einfach ausdrücken, dass ich mich in Maur wohl fühle, mich die Wanderungen in der nahen Umgebung anregen und ich hier den Übergang vom marktwirtschaftlich orientierten Graphic Designer zum schlichten Zeichner schaffen konnte. Der Schritt vorwärts zur Bildschirm-Grafik ist mir nicht gelungen, dafür der Schritt rückwärts zu den Quellen der Zeichnung: Nach jahrelangem Umgang mit dem spitzen, launischen Tuschfederchen habe ich nun den dicken gutmütigen Bleistift entdeckt, dem man so wunderbar abgestufte Töne entlocken kann und dessen helles und dunkles Grau zusammen mit Weiss und Schwarz so farbig wirkt. Vielleicht sind es auch die etwas müder gewordenen Augen, die mir nach den feinen Tuschestrichen grosszügige Flächen empfehlen.

So oder so, in Maur lässt sich's arbeiten. Mit Zürich in Reichweite wirkt die Ruhe hier nie schläfrig; und schlimmstenfalls muss halt wieder einmal ein Kuraufenthalt in New York angesetzt werden.

Godi Leiser



Stefan Witschi

Schauspieler

Geboren 1957, Ausbildung 1977-80 an der Schauspielakademie Zürich und 1986/87 am Centre Americain Paris. Von 1980-82 an verschiedenen Theatern in Deutschland. Nach zwei Jahren freischaffend u. a. in Frankreich, wo er noch heute ab und zu an Theatern wirkt. Immer wieder erarbeitet er auch eigene Produktionen. In Film und Fernsehen verkörpert er verschiedene Rollen, so in «Eurocops», «Tatort» und in der CH-Serie «Auf der Suche nach Salome». 1991 unterbrach er für fast ein Jahr die Schauspielerei und betätigte sich in der Werbung. Heute tritt er vor allem wieder als Schauspieler auf. Ab und zu arbeitet er als Regisseur für Werbe- und Industriefilme oder als Texter für das Fernsehen.

Ist Maur für Kultur etwa zu grün?

Ein Freund von mir, der in Maur wohnt, sagte mir einmal: «Oft wenn ich abends von meiner Arbeit in der Stadt nach Hause fahre und vor mir das Zürcher Oberland mit dem Greifensee sehe, denke ich, welch ein Glück ich doch habe, hier zu Hause zu sein.»

Der viel zu früh verstorbene italienische Filmregisseur Sergio Leone wurde eines Tages gefragt, ob er nicht Lust hätte, einen Film in der Schweiz zu drehen. «O nein», antwortete er, «die Schweiz ist mir viel zu grün.»

Betrachtet man diese zwei Aussagen genauer, so treten Fragen zutage, die sich wohl jeder Schweizer Kunstschaffende schon gestellt hat:

Warum ist es in der Schweiz so schwierig, Kunst zu machen?

Warum mussten die meisten Schweizer Künstler, die über unsere Landesgrenzen hinaus bekannt geworden sind, zunächst die Schweiz verlassen, um erst daraufhin dann Anerkennung auch im eigenen Land zu finden?

Warum werden eigentlich Kunst und kulturelles Schaffen zwar in Reden stets gepriesen, in unserem alltäglichen Leben jedoch unbestreitbar stiefmütterlich behandelt?

Eine Antwort, die sich auch aus der Aussage Sergio Leones herauslesen lässt, könnte sein: Weil es in der Schweiz viel zu idyllisch ist. Die Schweiz ist ein Ferien-, kein Kulturland. Denn Kunst entwickelt sich vor allem dort, wo es zu gesellschaftlichen Reibungen kommt.

Aber an gesellschaftlichen Reibungen fehlt es bei uns ja nicht. Man schaue bloss nach Zürich. Und es wäre wohl purer Zynismus, wenn man behauptete, Kunst könne nur aus gesellschaftlichen Problemen heraus entstehen. Trotzdem möchte ich diese – an eine Platitude grenzende – Antwort als Provokation stehen lassen.

Hier wird es wichtig zu erklären, wie ich den in diesem Text gebrauchten Ausdruck Kunst verstanden wissen möchte. Ich glaube, dass jede Generation ihren Begriff von Kunst neu definieren muss. Kunst und damit auch kulturelles bzw. künstlerisches Schaffen stellen einen sich stetig wandelnden, laufend verändernden und ändernden, oft die kommende Zeit voraussehenden und damit provokativen Akt dar. Als Joseph Beuys in den achtziger Jahren behauptete, auch die Hausfrau, die zu Hause Kartoffeln schält, sei Künstlerin, hatte er für seine Zeit recht. Damals war es wichtig, die festgefahrenen Vorstellungen der meisten Bürger und Kunstinstitutionen aufzubrechen. Heute aber sind wir soweit, dass jeder Freizeitmaler, der in der heimeligen Stube Blümchen malt, die Vorstellung hat, Künstler zu sein. Er lässt es indessen nicht bei diesem Irrglauben bewenden, nein, er veranstaltet auch noch eine Ausstellung und verkauft seine Pinseleien für gutes Geld, auf dass die Leute damit ihre Wohnung «verschönern». Und jedermann ist zufrieden.

Doch genau diese Zufriedenheit ist es, die eigentlich miss-trauisch machen sollte. Kreativität und Zufriedenheit wider-sprechen sich grundsätzlich. Ehrliche Kunst muss aufrütteln und in Frage stellen. Sie ist aber auch nicht dazu da, Lösungen anzubieten. Ich plädiere dafür, und ich meine das ganz ernst, dass Kunstschaffen wieder als das betrachtet wird, was es eigentlich ist: Als etwas Anspruchsvolles nämlich, etwas, das sich gegen blosses Konsumiertwerden wehrt, gegen zu einfache Interpretationen sträubt. Als etwas, das zu Auseinandersetzun-gen auffordert und zwingt.

Wie aber soll dann der Durchschnittsmensch Zugang zur Kunst finden? Kunst und Kultur kann man nur, wenn über-haupt, begreifen, sofern man sich mit ihr auseinandersetzt, lernt, mit ihr umzugehen. Da sind unsere Schulen gefordert, neue Wege zu gehen. Sport ist ein Fach. Warum eigentlich Kul-tur nicht? Und ich meine, dass nicht einfach Lehrer dieses Fach unterrichten sollten, sondern eben Leute vom Fach, Künstler. Diese Auffassung ist nicht neu, und in einigen europäischen Ländern gehört Kultur schon längst zum Unterrichtspro-gramm. Warum also nicht bei uns?

Damit komme ich wieder zu den beiden am Anfang zitierten Aussagen zurück. Mein Freund hatte recht, als er davon schwärmte, wie schön es ist, in Maur zu leben. Auch ich geniesse und schätze es, wenn ich in Uessikon bin und im Grei-fensee baden oder im Wald herumstreifen kann. Aber manch-mal kommt mir das alles zu idyllisch, zu unwirklich vor, und dann denke ich, dass es vielleicht doch zu grün ist, um hier einen Film drehen zu können.

Stefan Witschi



Ruth Zürcher

Bildteppichweberin

Nach ihrer Ausbildung im Ausstattungsatelier der städtischen Theater in Düsseldorf gestaltete sie Kostüme für das Zürcher Schauspielhaus und den Schweizer Film. Danach wandte sie sich dem Weben von Bildteppichen zu. Ihre Arbeiten befinden sich grossenteils in öffentlichen Gebäuden, in Zürich beispielsweise im Literargymnasium Rämibühl, in der Kantonsschule Riesbach und im Gebäude der kantonalen Finanzdirektion. Bildteppichen von ihrer Hand begegnen wir aber auch im Gebäude der Swissair in Kloten, in Bern, Wettingen, Herrliberg, Maur, New Delhi usw. Seit 1959 wohnt sie in Forch-Scheuren.

Inspirierende Landschaft

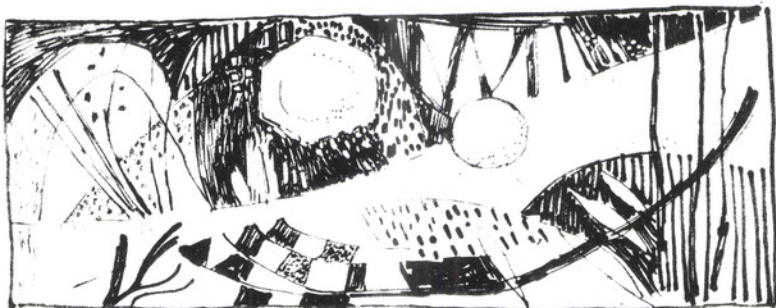
Als ich mit Arnold Zürcher, meinem Mann, 1958 zum ersten Mal vor dem Land stand, das nun uns gehören sollte, sah ich sofort in den verhangenen Wolken die vielen Vögel. Es dämmerte. Die Weite des Raums war erfüllt von Kreisen, Linien, Spiralen, die sich am Himmel hinzogen. Im Geist sah ich in diesen Formen raumüberspannende Zeichnungen und Figuren, die zu verwirklichen wären in unserer Arbeit. Ich glaubte, dass dies ein glückhaftes Omen sei. Es gefielen mir dieser Himmel und das Offene des Orts, auf dem wir verweilten. Ich wusste sogleich, dass es uns hier wohl sein würde. Ich dachte: Diese noch so unberührte Landschaft, dieser schöne Boden, es sei fast schade, ihn real zu nutzen, ein Haus darauf zu stellen, die lebendige Erde zu zementieren, so dass sie nicht mehr atmen könne! Und doch: Wir waren beide sehr glücklich.

Ein Jahr später, am gleichen Ort, sass ich an meinem Bild-

webstuhl, und wieder kreisten die Vögel, nun über unserem neu gebauten Haus. Ich empfand mich schon ganz in die Landschaft einbezogen. Das Haus mit seinen beiden Ateliers war für mich und meinen Mann ein Ort geworden, an dem sich unser Eigenstes entfalten konnte. Es war, als hätten wir etwas vom Leben des Bodens, auf dem wir wohnten, in uns aufgenommen. Wir hatten einen Lebensraum gefunden, der uns entsprach, mit dem wir uns eins fühlten.

Ich beobachtete die Sonne. Morgens stand ich am Fenster und sah, im Winter noch, wie sie täglich ihren Bogen grösser spannt und jeden Tag, Woche für Woche, an einer andern Stelle am Horizont aufgeht. Dies hatte ich früher nie gesehen. Ich erlebte die Sonne, ihr Verborgensein, ihr Verschleiertsein im Grau der lagernden Nebel, ihr Durchscheinen und Durchbrechen und dann ihr strahlendes Funkeln und Glänzen. – Damals hatte ich den Auftrag, einen vier Meter breiten Teppich für ein Kirchgemeindehaus zu weben. So entstand der «Sonnenaufgang», eine Sonne, die gleichsam über Maur aufgestiegen war.

Unsere beiden Kinder machten täglich den Weg hinunter nach Maur in die Schule. Das bedeutete: Jeden Morgen, bei jedem Wetter, auch wenn es noch dunkel war, den Berg hinab, zu rennen oft, durch Wälder und Wiesen. Und am Nachmittag hiess es, den weiten Weg wieder hinaufsteigen! Sie brachten Neuigkeiten aus dem Dorf und vom See... Dieser See, der Greifensee, zog uns an: Das wechselnde Wasser, der Bootsteg, die Boote, an die die Wellen schlagen, deren gleichmässiges



Gemurmel, ein Geraune, und oft ein Dröhnen. Ich liebte den See am meisten, wenn das Wasser dunkel aufgewühlt war, blaugrün bis schwarz, der Wind das Schilf hin und her peitschte und uns selber zerzauste. Dort unten, unmittelbar am See zu wohnen, das hätte mir schon immer gefallen!

Als ich begann, mich mit dem Teppich «Heller Falter», der jetzt im Schulhaus Looren hängt, zu beschäftigen, konstruierte mir mein Mann einen flexiblen Hochwebstuhl, der den ganzen Raum des Ateliers einnahm. Ich wollte in diesem Werk die Gleichzeitigkeit eines Geschehens, gleichsam die Aufhebung der Zeit sichtbar machen: Der Falter und die noch unentwickelte Puppe sind eins und ganz ineinander verwoben. Ich arbeitete frei, ohne die strenge und oft beengende senkrechte Einteilung der Kettfäden. Material und Technik drängen dem, der am Webstuhl wirkt, eine Form auf, die ihn überraschen, erfreuen, oft aber auch beengen kann. Während der monatelangen Arbeit am «Hellen Falter» musste ich mich deshalb ständig für neue Gestaltungsmöglichkeiten entscheiden. Oben auf einer Leiter stehend, habe ich die senkrechten Fäden in ihrer Position immer wieder verändert, um zu eigenen, mir gemässen Formen zu finden. So löste ich mich von der herkömmlichen Überlieferung, die auch Starre bedeuten kann; so suchte ich das Lebendige blosszulegen, wie es meinem inneren Bild entsprach.

Von der Höhe meiner Leiter sah ich durch das Atelierfenster die Stufen und Wellen der Landschaft wie verfliessen bis hinter zum Greifensee und jenseits des Wassers – im Dunst – das Blau der Hügelketten des Oberlands. Ich sah zwei Schwäne am Himmel dahingleiten, die Wolken ohne Dauer und ohne Beständigkeit dahinziehen, unabsehbar, zeitlos. Mir wurde bewusst: Alles, was ich erarbeite, soll einen weiten Atem haben wie dieser Raum, der von Stille erfüllt und auf ein Unbegrenztes hin angelegt ist. So ist mir unser Haus und dieses Land zu einem Ort der inneren Bewegtheit und der Kontemplation geworden.

Ruth Zürcher



Theo Wegmann

Komponist

Theo Wegmann, 1951 in Herisau AR geboren, studierte nach der Matura am Konservatorium und an der Musikhochschule Zürich Klavier, Orgel (Konzertdiplome), Theorie und Kontrapunkt. Seit 1976 hat er dort verschiedene Lehraufträge inne, ist Organist in Zürich-Witikon und entfaltet eine vielfältige Konzerttätigkeit auf Orgel und Klavier, zum Teil auch mit Improvisationsprogrammen. Sein kompositorisches Schaffen umfasst Klavier-, Orgel-, Kammermusik, Chor- und Orchesterwerke, die eine grosse Verbreitung gefunden haben.



Lucia Buchli Wegmann

Bewegungspädagogin
und Töpferin

Lucia Buchli Wegmann, in Chur GR geboren, wuchs in Zürich-Witikon auf. Nach dem Besuch der Handelsschule und einer abwechslungsreichen beruflichen Tätigkeit in verschiedenen Sprachbereichen bildete sie sich künstlerisch aus: Sie besuchte u. a. die «Hochschule für Musik und darstellende Kunst» in Wien und wurde vom «Schweizerischen Berufsverband für Tanz und Gymnastik» anerkannte Bewegungspädagogin. Seit 1981 ist sie, wieder in der Schweiz, freischaffend berufstätig. Sie arbeitet auch mit Keramik, hat eine Studio-Töpferei und bietet Kindern Gelegenheit zum Modellieren.

Entspannung und Kreativität

Nach langem Suchen, Fragen, Hadern und Zagen geschah 1982 das Unfassbare: es gelang uns, von der Stadt in das schon lange geliebte Maur überzusiedeln. Wir durften uns in einem alten Holzhaus einnisten – umgeben von Obstbäumen, Wie-

sen, Holzbeigen, einer halbzerfallenen Scheune und einem kleinen Tierpark. Nach dem hektischen Stadtleben war die Idylle perfekt. Daran konnte weder das Aufgebot in den Zivilschutz etwas ändern, das sofort nach dem Anmelden auf der Gemeinde folgte, noch die Steuerformulare, die kurz darauf in unserem Briefkasten lagen. Die Einladung der Gemeinde Maur zur offiziellen Begrüssung der Neuzuzüger, die wir dann ein Jahr später erhielten, hat uns jedenfalls sehr gefreut!

Dass die Obstbäume heute nicht mehr stehen, die alte Scheune einem Neubau weichen musste, aus den Holzbeigen und dem Tierpark Parkplätze geworden sind, müssen wir wohl als Zeichen der Zeit hinnehmen. Dass dagegen die seit Jahren geplante Umfahrungsstrasse im Unterdorf, die einen weiteren beträchtlichen Teil der Grünfläche in Beton verwandeln würde, bis heute nicht gebaut wurde und hoffentlich auch nie gebaut wird, darüber sind wir froh und dankbar.

Lange schon, bevor wir unser neues Heim in Maur fanden, haben wir einen grossen Teil unserer Freizeit hier verbracht. Wanderungen um den See oder in den Wäldern fanden meistens ihren (kulinarischen) Abschluss im «Landhuus», im «Freischütz» oder auch in der «Schifflande». Jede Jahreszeit hier am See hat ihren besonderen Reiz. Die verschiedenen Farben und Stimmungen lassen die Umgebung oft wie Aquarelle der Natur erscheinen. Schwebender Nebel über der spiegelglat-



Keramik-Teeservice

ten Seefläche im Winter, das Erwachen von Tier und Pflanzen im Frühling, Gewitterstürme und laue Abende im Sommer, ebenso kräftige wie zarte Farbtöne im Herbst. Ein Maler könnte sie nicht reichhaltiger zusammenstellen...

Unser Leben...

An einem neuen Ort Kontakt zu anderen Menschen finden, ist gewöhnlich nicht einfach. Ganz anders in Maur: wenn einem das Glück zuteil wird, in einer Organisation wie dem Zivilschutz mitwirken zu dürfen. Ermöglicht doch die in dieser Hinsicht wertvolle Organisation, dass sich Menschen mit den vielfältigsten Berufen und von unterschiedlichster Bildung in kürzester Zeit gegenseitig kennenlernen: Bei den gemeinsamen und ausgiebigen Inspektionen in den Wäldern um Maur oder auch in Gaststätten trafen sich Bauern, Hochschulprofessoren, Garagisten, Handwerker, Studiobesitzer und andere immer wieder zu intensiven Auseinandersetzungen über Gott und die Welt oder einfach über lokale Politik und ähnliche Themen.

Der Kontakt zur Maurer Bevölkerung ergab sich also unkompliziert und schnell. Ausserdem wurden wir beide auf unsere persönliche Art aktiv: Lucia folgte der Aufforderung der Reformierten Kirchgemeinde Maur, anlässlich der Zürcher Disputation ein Tanz-Atelier zu leiten. Bei weiteren Anlässen stand sie der Gemeinde als Choreographin und Kursleiterin mit Rat und Tat zur Seite. Auch erteilte sie Tanz- und Rhythmikunterricht für Kinder. Daneben wirkt sie mit ihren Töpfereien – die Steinzeugglasuren enthalten zum Teil Lehm aus dem Greifensee – an den verschiedenen Märkten der Gemeinde mit und konnte viele kunsthandwerkliche Aufträge für einzelne Maurer oder für Familien ausführen. Für die Reformierte Kirche schuf sie das Abendmahlsgeschirr im Zollingerheim, das sie speziell für den Andachtsraum konzipierte. Zu Hause führt Lucia Modelliernachmittage für Kinder durch.

Für mich ergaben sich durch die Gründung des Billardclubs Forch im Wettsteinhaus und die dortigen Kurse wertvolle Kontakte.

... und Schaffen in Maur

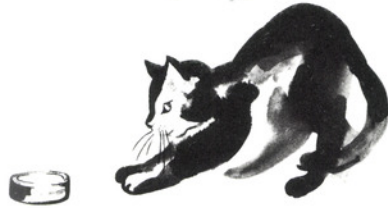
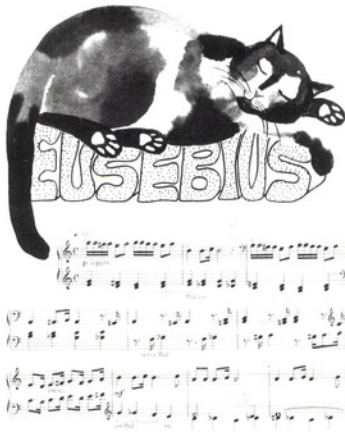
Die Umgebung von Maur mit dem lieblichen Greifensee, den weiten, wunderschönen Wäldern, Wiesen und sanften Tälern und Bächen schenkt uns Frieden und Besinnlichkeit. Die gute Ausstrahlung dieser Gegend gibt uns Inspiration, Anregung und gleichzeitig Kontemplation für unser künstlerisches Schaffen.

Kompositionen der unterschiedlichsten Stilbereiche und für fast alle Besetzungen sind hier entstanden: so – im Auftrag der Stadt Zürich – die «Gottfried-Keller-Lieder» oder die Komposition «Pop-Star» für eine Berner Rockgruppe, deren CD «Elvis» im hiesigen Powerplay-Studio aufgenommen wurde. Ebenso die «Cat Music». Den Anstoss zu diesen Klavierstücken mit den Illustrationen meiner Schwester gab unsere Tessinerkatze mit ihren zwei Jungen. Diese begannen damals, auf unseren diversen Instrumenten herumzuklettern und beschenkten so unser Haus tagtäglich mit ihrer Musik.

Da wir den See über alles lieben und auch begeisterte Segler sind, erlebten wir eine besondere Freude, als uns die Gemeinde – nach der obligaten langen Wartezeit – einen Wasserplatz für unser geliebtes Boot zur Verfügung stellte. Sturm und Flaute, Mast- und Schotbruch – alles erlebten wir schon auf dem kleinen See ...

Viele Ideen und Entwürfe, wie etwa zu Liedern und Kanons aus der «Witiker Wienacht», sind mitten auf dem Greifensee oder auch vor Anker in einer idyllischen Bucht entstanden. (Den Fluglärm der Düsenjäger und der «Tante Ju» habe ich darin allerdings nicht «verewigt».) Einen dieser Kanons – «Mache dich auf, werde licht!» – konnte Lucia in Ebmatingen in einem Bewegungskurs der Kirchgemeinde singen und tänzerisch gestalten lassen. Eines der Mundartlieder sangen die dortigen Schulkinder im Advent.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle alle markanten Ereignisse aufzuzählen. Mein «Capriccio Giocosio» für Klavier und Orchester jedoch erscheint mir – in bezug auf Maur –



erwähnenswert: 1991 wurde es dank der Initiative von Evy Labhart, der langjährigen Präsidentin der Musikschule, vom Orchester Maur unter der Leitung von Eckhard Fiebig uraufgeführt. Anlass dazu bot die 700-Jahrfeier zum Bestehen der Eidgenossenschaft. Christian Spring, ein ebenfalls in Maur ansässiger Pianist, spielte den Solopart.

1991 gründeten wir einen Musiknoten- und Compact Disc Verlag. Die Idee, die hinter diesem neuen Verlag steht und die gleichzeitig unsere Lebenseinstellung widerspiegelt, ist nicht kommerzieller, sondern rein künstlerischer Natur:

Musik nicht nur
als Sprache oder gesuchtes Experiment,
sondern vielmehr
als Medium für das Unausprechliche,
das den Menschen am Universum
und an dessen göttlichem Mysterium teilhaben lässt,
wobei die
«Recreatio Animae»
immer im Mittelpunkt stehen soll.

Theo Wegmann

Irmgard Keldany
Musikwissenschaftlerin



Aufgewachsen in Süddeutschland, Musikstudien (Harfe, Klavier, Geige) in Salzburg und München. Kommt 1965 in die Schweiz, Studium der Musikwissenschaft, Volkskunde und Sozialpsychologie an der Universität Zürich, Abschluss mit dem Doktorat. Mehrjährige Tätigkeit als Musikprogrammgestalterin bei Radio DRS. Seit 1984 Lehrerin an der Musikschule in Maur (Harfe, Zusammenspiel, Chor). Freie Tätigkeit sowohl als Harfenistin und Chorleiterin als auch als Journalistin und Texterin auf dem Gebiet der Musik und der Werbung. Seit 1973 in der Gemeinde Maur wohnhaft.

Maur als Drehpunkt eines Lebenskarussells

«Hier entstehen zwei Mehrfamilienhäuser. Bezugstermin: Sommer 1973» – so begann es. Ich befand mich mit dem Auto auf der Fahrt von Egg nach Zürich und wollte ein wenig die mir unbekanntere Gegend erkunden. Vor mir lag eine grosse, wunderschöne Landschaftsfläche. Wiesen, Bäume, ein dichter Wald auf der Anhöhe, einige Einfamilienhäuser . . . und dieses Schild. «Das wäre es . . . ! Hier müsste man leben können!» Und – am 1. Juli 1973 hielt das jungvermählte Paar Keldany in der Bundtstrasse 19, 8127 Forch, Einzug.

Zufall? – Kein Zufall. Die ländliche Gegend mit ihrem doch spürbaren städtischen Anschluss kam dem Plan des jungen Paares, seinen Familienstand an einem «neutralen» Ort aufzubauen – er war in Ägypten aufgewachsen, sie in Süddeutschland – sehr entgegen.

Wie jeder selbst weiss, ist die erste Zeit eines noch kinderlosen Ehepaares weniger auf den engeren Wohnort bezogen, sondern orientiert sich mehr an Freunden und Bekannten der Jungesellenzeit, besonders dann, wenn, wie bei uns, kein verwandtschaftliches Umfeld vorhanden war. Der Beruf steht im Vordergrund, und der Wohnort ist während der Woche meist nur Schlafstätte, wenngleich man sich bei den abendlichen Spaziergängen zu fragen beginnt, wer da wohl in den schönen Häusern rundherum wohnen könnte.

Szenenwechsel: Das erste Kind, unsere Tochter Isabella, ist geboren (1975). Die anfänglichen nachbarlichen Treppenhauskontakte werden intensiver – herzlicher. Man fühlt sich im gleichen Boot. Stundenlange Kinderwagenspaziergänge in den Wäldern und Feldern der wunderschönen Gegend bringen neue Kontakte und Gespräche. Man taucht in einen Lebensbereich ein, der nicht mehr so beliebig von Ort zu Ort austauschbar ist, sondern schon sehr stark durch die spezielle Eigenart einer Gemeinde geprägt wird, wobei sich dies, in meinem Fall, nicht nur auf den Tagesablauf, sondern auch auf die Gewohnheiten des anderen Landes bezog. Kindergarten – Schule, wir alle wissen es, sind Ausgangspunkte für Kontakte, Gedankenaustausch, Aktivitäten, Engagement in der Gemeinde. Die Einwurzelung nimmt ihren Anfang; die ausschliessliche Orientierung zurück ins Ursprungsland nimmt ab, der neue Wurzelstock fängt an, eigene Standwurzeln zu bekommen.

Meine berufliche Laufbahn begann, nach dem Studium, im Radiostudio DRS in Zürich als Musikprogrammgestalterin. Ich entsinne mich noch genau, welche Freude ich hatte, als ich aus der eigenen Gemeinde Hörerpost ins Studio bekam und so eine unsichtbare Brücke zwischen dem Wohnort und dem Berufsort zu existieren schien.

Mehr Kinder – weniger Zeit! Mein Beruf musste den zweiten Rang einnehmen, als unser Sohn Michael 1980 geboren wurde, und ich konzentrierte meine verbleibende berufliche Tätigkeit auf die Gemeinde Maur.

Es begann mit Konzertbesprechungen in der «Maurmer Post», bald kamen Aktivitäten in der Musikschule mit Harfenschülern und Musiziergruppen dazu; mit Kollegen aus der Musikschule entstand das «Ensemble Filigran»; das Orchester Maur bekam eine Harfenistin; ich durfte den Schülerchor der Musikschule übernehmen. Aus der musikalischen Gestaltung der katholischen Jugendgottesdienste erwuchs die Leitung des katholischen Kirchenchores, und aus der ökumenischen Arbeit entstand die Zusammenarbeit mit der reformierten Singgruppe «El Shaddai». Was wird noch folgen?

Meine Aufgabe für diese Zeilen lautet, die Bedeutung der Gemeinde Maur für meine Arbeit zu skizzieren, und ich überlege mir, dass Maur für mich die Tragfläche und der Nährboden meiner privaten und beruflichen Aktivitäten ist. Maur entspricht, sei es durch seine ländliche Atmosphäre oder seine städtische Nähe, aber auch durch seine gesamte Struktur der Aktivitäten meiner inneren Konzeption. Die sozial gesund durchmischte Bevölkerungsstruktur gibt mir die Möglichkeit für ganz unterschiedliche Kontakte und Bekanntschaften. Die Vielschichtigkeit auch der Aktivitäten, seien es Feste, musikalische oder andere kulturelle Veranstaltungen, wie Theater, Ausstellungen, Vorträge oder schulische und sportliche Veranstaltungen, stimulieren zum Engagement in der Gemeinde. Mit dem Engagement kommt auch die Auseinandersetzung mit negativen Dingen. Es gibt Platz in Maur zu diskutieren, Dinge in Frage zu stellen, und das bedeutet für mich, weitgehend sich selbst bleiben zu können. Es gibt in den Gemütern und Geistern Platz, anders sein zu dürfen. Nicht in allen (wie überall), aber in den meisten! Dieser Punkt war bei mir – bei uns – von ganz grosser Bedeutung für das Leben und die Identifikation in der Gemeinde. «Bleibt in unserer Gemeinde, wir helfen euch, ihr seid uns willkommen!» hiess es – kein alltäglicher Satz in den Jahren von Schwarzenbach –, als wir 1978 den Antrag für die Einbürgerung in Maur stellten. Es folgten einige Jahre sogenannter «Schweizermacher»-Erfahrung mit all ihrer Situations-



komik und ihren bitteren Momenten. Dann kam die Einbürgerungsprüfung durch den Gemeindepräsidenten und seinen Beisitzer. Und hier erfolgte, durch ein kleines Detail, eine entscheidende Weichenstellung, die für mein Engagement und meine Entfaltungsmöglichkeiten in der Gemeinde weittragende Konsequenzen hatte. Man liess mir die Möglichkeit, meine eigene Sprache mit der eigenen Dialektfärbung zu sprechen. Dies war für mich ein Symbol, die Farbe der Seele nicht wechseln zu müssen – nicht lügen zu brauchen. Es war ein Beispiel unter anderen, das mir ermöglichte, mich vorbehaltlos «einbürgern», «einwurzeln», «einheimaten» zu können. Ich hatte das Gefühl, Platz zu haben, und daraus erwachsen letztlich Engagement und Inspiration.

Mein berufliches Arbeitsfeld steht in unmittelbarer Beziehung sowohl mit den einzelnen Menschen dieser Gemeinde als auch zu ihren Institutionen auf kulturellem Gebiet. Neben allen, selbstverständlich auch vorhandenen Reibungspunkten, Unzulänglichkeiten und Meinungsverschiedenheiten scheint mir in Maur das Zusammenwirken der Energien im Vordergrund zu stehen. Man ist grundsätzlich bestrebt, dem anderen Freiraum zuzugestehen, der ihm die Möglichkeit offen lässt, konstruktiv und aktiv zum Wachsen des «Kultur-Biotops» Maur beizutragen.

Irmgard Keldany



Erhard Fappani

Kunstmaler

Geboren 1936 in Schwanden GL, lebt Erhard Fappani seit 1975 in der Burg Maur. Ursprünglich Spengler und – in Zweitausbildung – Maschinentechner, kam er zur Malerei als Autodidakt. Seine bevorzugten Sujets sind Gebirge, vor allem die Berge des St. Gallischen Calfeisentals. Hier arbeitet er meist während des Sommers, die übrige Zeit in seinem Atelier in Maur. 1986 erhielt er den «Schweizerischen Alpen Kunstpreis Meuly».

Anmerkungen zur Kunst in Maur

Mich über Kultur in Maur zu äussern ist recht schwierig, ja etwas gefährlich, wohne und arbeite ich doch in einem Anbau der Burg. Die Burg selber, ein kulturelles Zentrum von Maur, beherbergt die «Herriberger-Sammlung» und erlebt deshalb einen ständigen Besucherstrom, während sich in meinem Atelier nur wenige Interessierte zeigen.

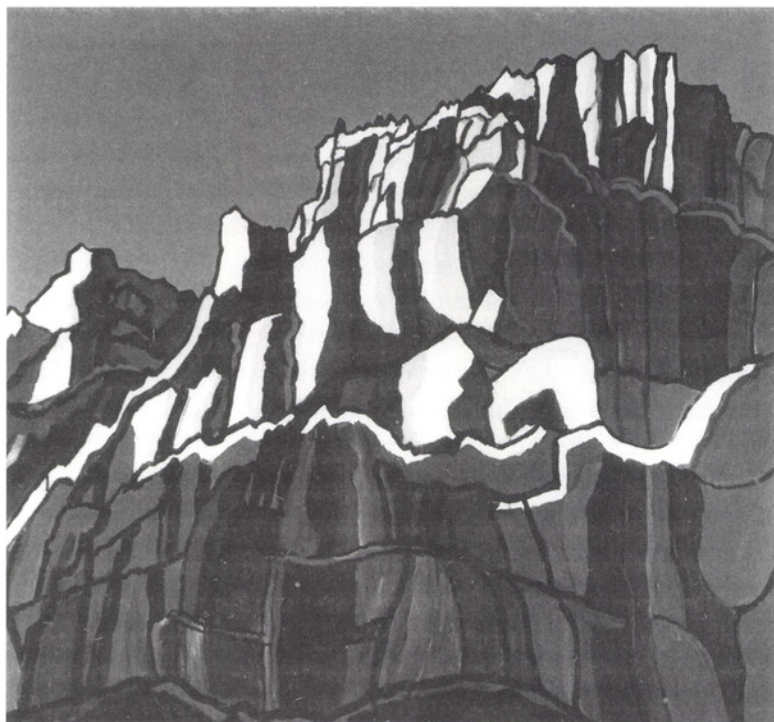
Nach meinem Dafürhalten setzt man sich in unserer Gemeinde auf lobenswerte Weise ein für Musik, Theater, Lesungen, Vorträge usw. Dazu will ich mich nicht weiter äussern. Wohl aber zur Behandlung der visuellen Kunst in den letzten zwei Jahrzehnten. Vor zwanzig Jahren bestand in Maur eine Kommission, welche die Burgrenovation in Angriff nehmen und ein «Künstlerdörfli» für Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler usw. einrichten sollte. Eine Abstimmung gab grünes Licht für das geplante Unternehmen; Lehrer Werner Suter konnte hoffen, seine privat aufgebaute Sammlung der Werke David Herribergers in der Burg unterzubringen.

1974 wohnten meine Frau und ich in Volketswil in einer «Göhner»-Siedlung, wo sich auch unser Atelier befand. Im Herbst jenes Jahres stiess ich im «Tages Anzeiger» auf ein Inserat der Burgkommission, das wie folgt lautete: «In die Burg Maur gesucht: Maler, Bildhauer, Musiker. – Burgherren und Schlossfeen.» Das war eine einmalige Chance! Ich meldete mich sofort, hatte jedoch keine übertriebene Hoffnung auf Erfolg. Etwa zwei Monate lang hörten wir gar nichts mehr. Auf einmal wurde ich von Gemeinderat Robert Steigl, dem damaligen Bauvorstand, telephonisch gebeten, mich der Burgkommission vorzustellen. Kommissionspräsident war Dr. Hans Schweizer. Ich hörte, der Burganbau solle abgerissen und völlig erneuert werden. Ringsum war eine «Hoschtet» mit vielen Hochstammobstbäumen. Ich war hell begeistert.

Zur gleichen Zeit veranstaltete ich in einer grossen Tiefgarage im neuen Zentrum Volketswil eine Ausstellung meiner Bilder. Der bekannte Kunstkritiker Hans Neuburg führte die zahlreichen Gäste anlässlich der Vernissage in mein Werk ein. Architekt Peter Germann, der die Renovation der Burg plante und durchführte, und seine Frau Charlotte Germann, die bekannte Bildhauerin, waren auch dabei.

Kurz darauf erschien Peter Germann mit Plänen bei mir und sagte, es müsste eigentlich möglich sein, im neu zu erstellenden Burganbau eine Wohnung und ein Atelier unterzubringen. Er fügte sogleich hinzu, es sei als eventueller Mieter auch ein Bildhauer im Rennen. Als sich dieser vom Projekt zurückzog, war der Weg frei für mich. 96 Kunstschaffende hatten sich beworben, und ich gehörte zu den Glücklichen, die in das neue «Künstlerdörfli» einziehen durften! Im Herbst 1975 war es soweit: Im oberen Stockwerk erwarteten uns unter der Dachschräge eine Stube, ein Badezimmer und ein Schlafzimmer, im Parterre ein Atelier mit einer Küche und einem Abstellraum, eine sehr gute Lösung für unser neues Zuhause.

Nach dem Einzug arbeitete ich fleissig an Motiven von Maur und Umgebung. Ich mache nie einen Entwurf, sondern be-



*"Orgel im Morgenlicht",
von Fappanis Hütte im Calfeisental aus gesehen.*

ginne direkt auf der Leinwand mit Pastell. Ich lege mit höchster Konzentration Linien und Farben fest. Die Sonne wandert schneller, als der Geist das erfassen kann, also muss ich in der ersten Phase möglichst rasch arbeiten und mir alles genau einprägen. Alles weitere kommt dann aus dem Innern.

Im Sommer 1976 führte ich gemeinsam mit den andern Künstlern aus dem «Dörfli» in meinem Atelier während des Burgfestes eine Ausstellung durch. Godi Leiser, Jan Dudesek, Christoph Göldlin und dessen Frau waren daran beteiligt. Die Ausstellung war in jeder Hinsicht erfolgreich. Die Leute hatten meine einfachen Bilder mit Motiven aus der Gegend gern,

meine Künstlerkollegen mochten sie weniger. Der Gemeindepräsident hielt die Festrede und sagte, Künstler von Rang und Namen seien in die Burg eingezogen. Daraufhin wollte ich der Gemeinde ein grosses Bild schenken. Diese Schenkung kam wegen mangelnden Interesses der Behörden nicht zustande; da hatte ich meinen Rang! Einige Jahre später hat die Gemeinde eines meiner Werke doch erworben. Es hängt noch heute im Sitzungszimmer des Gemeindehauses.

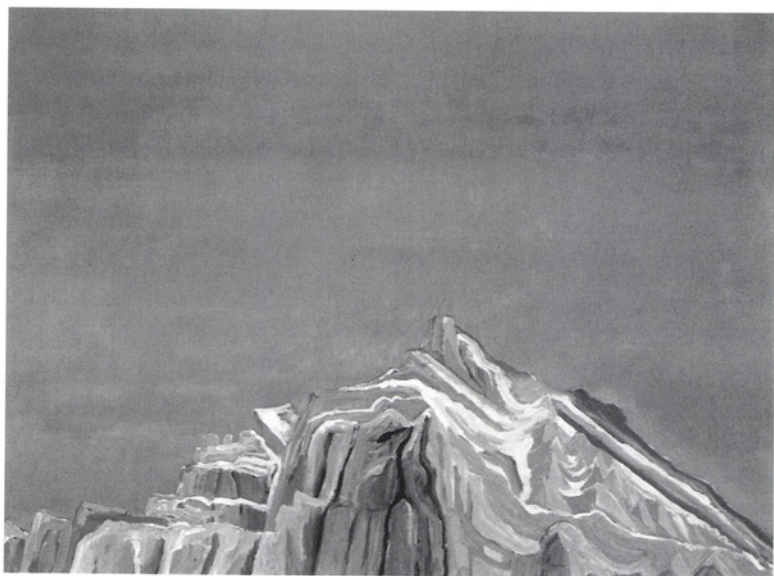
Zusammen mit Yvan Pestalozzi war ich 1976 auch im Burgkeller zu Gast. Die mit grossem Aufwand eingerichtete Beleuchtung musste nach der Ausstellung abmontiert werden. Das war in der Folge immer so. Dennoch präsentierte ich meine Werke bis 1988 häufig in der Burg, zusammen mit meiner Frau Rosmarie, die sich zu einer guten Malerin entwickelte, oder der «Gruppe 73», deren Präsident ich war. Mit der «Gruppe 73» führten wir auch etliche Freilichtausstellungen durch; sie erlosch 1988. Die Idee der Künstlergemeinschaft Burg Maur hatte damals schon längst aufgehört zu existieren. Die Künstler konnten in den meisten Fällen die verlangten Mietzinse nicht mehr aufbringen, weshalb die Burg und Burgscheune nun auch von Nicht-Künstlern bewohnt wurden. Geblieben sind Godi Leiser, Jan Dudesek und ich, die wir alle drei schon am Anfang dabei waren.

Und nun noch einige Worte der Kritik: Anlässlich eines sogenannten «Wassberg-Gesprächs» bat ich die Behörden, Berufskünstler besser zu unterstützen. Ein Echo blieb aber aus. Ich erhielt in zwanzig Jahren nie einen öffentlichen Auftrag und kann mich mit der Ankaufpolitik der Gemeinde nicht befreunden. Die unter dem Patronat der Kulturkommission durchgeführten Schaltjahrausstellungen dünken mich von etwas willkürlicher Art: In der Gemeinde leben nur ein paar berufsmässig tätige Maler und Bildhauer. Findet eine Schaltjahrausstellung statt, wollen plötzlich um die dreissig Künstler ihre Arbeiten zeigen. Wenn man den Rahmen der Einzuladenden aber derart weit zieht, könnte man auf eine Jurierung verzichten und das

Urteil über die Qualität des Gebotenen den Besuchern überlassen. Wünschbar wäre schliesslich eine Ergänzung der Präsentationsmöglichkeiten: An Ausstellungsräumen gibt es in Maur die Burg, die Werkalerie und das Fotostudio. Während diese Räumlichkeiten oft zu klein sind, ist der Loorensaal für einen einzelnen Aussteller zu gross. Maur bräuchte zusätzlich einen mittelgrossen Saal für die bildende Kunst und andere kulturelle Anlässe.

Ich bin ein Gebirgsmensch. Wegen Schule und Heirat kam ich ins Tiefland, an das ich mich nie ganz gewöhnen konnte. Deshalb arbeite ich seit 1972 im Calfeisentaler Atelier, wo ich auch regelmässig ausstelle. Ich werde dort geschätzt. In Maur werde ich versuchen, mein Atelier attraktiver zu gestalten. Wenn ich heute nicht ganz zufrieden bin, so liegt es auch an mir: Ich hätte eben mehr intervenieren statt resignieren sollen.

Erhard Fappani



"Calanda" von Erhard Fappani im Maurmer Gemeindehaus



Frank Joss

Regisseur

Nach dem Besuch der Grundschulen in Bern erlernte Frank Joss den Beruf eines kaufmännischen Angestellten. Anschliessend bildete er sich zum Grafiker aus. Berufsbegleitend erwarb er Kenntnisse auf den Gebieten der Public Relations, des Journalismus und der Corporate Identity. Seit 1979 leitet er in Zürich eine mittelgrosse Agentur für Werbung, Kommunikation und Corporate Identity. Zum Theaterspiel und zur Regiearbeit kam er als Autodidakt. In der Zeit von 1982 bis 1991 realisierte er in Maur verschiedene Theaterprojekte.

Voraussetzung für kulturelle Aktivitäten in einer Dorfgemeinde ist eine ausreichende Infrastruktur. Dazu gehören günstig gelegene Räumlichkeiten, wie sie beispielsweise in Schulhäusern und grösseren Gaststätten anzutreffen sind. Maur bietet in dieser Hinsicht – obwohl in weit auseinanderliegende Wohnbereiche aufgeteilt – seinen Kulturschaffenden erstaunlich günstige Verhältnisse an: Loorensaal, Polterkeller, Jugendhaus, reformierte Kirche, Werkalerie, die Singsäle in Aesch und Ebmatingen und weitere Örtlichkeiten laden zu vielfältiger Benützung für Konzerte, szenische Aufführungen, Vortragsabende und Ausstellungen ein.

Eine attraktive Bühne für kleineres Publikum ist das Mühletheater in Maur. Der Werbefachmann Frank Joss hat den kellerartigen, atmosphärisch jedoch sehr einnehmenden Raum als Spielplatz für seine Theaterunternehmungen recht eigentlich entdeckt. Mit wechselnden Ensembles ist es ihm gelungen, in einer Reihe von Inszenierungen zu zeigen, dass anspruchsvolles Theater mit eigenen Kräften auch «im Dorf» möglich ist.

Red.

Theater in der Mühle

Es geht ins Jahr 1982 zurück, das Jahr der Zürcher Opernkrawalle, als die Idee reifte, in Maur «Theater aus dem Dorf» zu inszenieren: Kein Schwanktheater, keine Commedia dell'arte, nein Theater, das der damals in den Schauspielhäusern herrschen-

den Coolness entgegenwirken sollte. Denn selbst unter professionellen Darstellern bestand zu Beginn der 80er Jahre die Auffassung, das Schauspielen könne man zwischen das Kreuzworträtsel der «Schweizer Illustrierten» und einen Seitenblick auf seine bevorzugte Fussballmannschaft schieben. Alles was intellektuell und elitär schien, was zu sehr nach «grosser Kunst» schmeckte, wurde mitleidig-gönnnerhaft belächelt oder ganz einfach abgelehnt. Es war, als machten die Theater Fernsehen, bloss ohne Mattscheibe.

Die emotionale Distanziertheit der Berufsbühnen war für mich Anlass genug, mit dem Theater dahin zu gehen, wo sich die Leute kennen, wo man noch unmittelbar Anteil nimmt an den Geschehnissen: ins eigene Dorf. Theaterkult ist ja mitunter eine der prägnantesten Ausdrucksformen einer Gesellschaft; sie ist das Spiegelbild der eigenen kleinen Sehnsüchte, Unmöglichkeiten und Lüste bis hin zur Frage, die unsere Seele nie in Frieden lässt: Woher komme ich... und wohin gehe ich? So nahm ein Kulturunterfangen aus der eigenen Dorfküche seinen Anfang, begleitet von der Absicht, das Theater auch für Leute zu öffnen, die eine Möglichkeit suchten, einen lebendigen Dialog mit der Dorfbevölkerung zu führen.

Dass die aus dem 18. Jahrhundert stammende, damals noch leerstehende Mühle in Maur viel Raum bot für Kultur, begünstigte unsere Absicht, Theater zu realisieren, wo die Zeit selber Geschichten uraufführt. Vor diesem Hintergrund entstand die Theatergruppe Mühle und mit ihr eine Reihe von Inszenierungen, die weit über die kommunalen Grenzen hinaus Beachtung fanden.

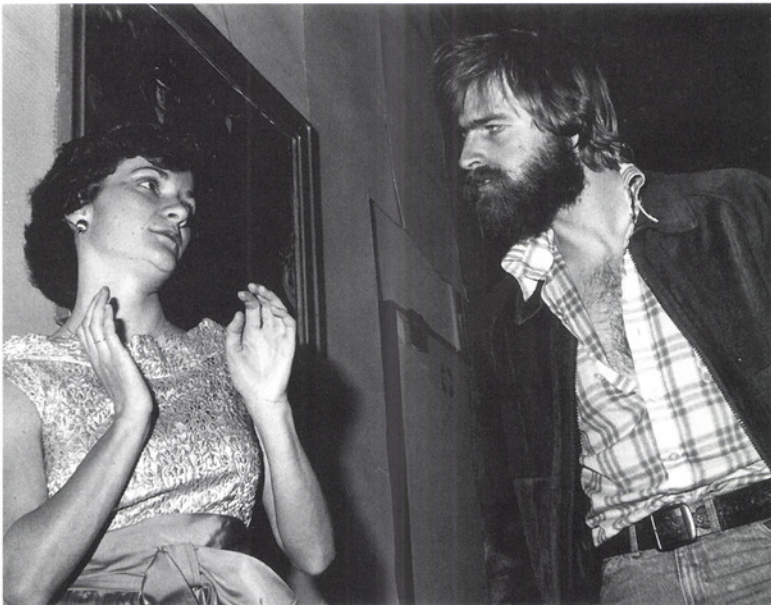
Peter Brook auf die Finger geschaut...

Der Titan auf dem Markt bedeutender Theater, Peter Brook, prägte die Wahl der Stücke, die in der Mühle zu sehen waren. Eine seiner bedeutungsvollen Sentenzen war unser Ausgangspunkt: «Die grossen Fragen können wir nicht lösen, sie sind einfach da. Das Theater muss sie zum Leben bringen, aber nicht

versuchen, sie zu erklären.» Damit war die Struktur unserer Arbeit vorgegeben. Und mit ihr ein Grundprinzip, dem ich in allen meinen Regiearbeiten treu blieb: Ich kam nie mit fixen Vorstellungen im Kopf zu den Proben. Die Ideen ergaben sich, indem wir uns vorerst mit der Botschaft des Stücks auseinandersetzten. Ein Drama muss zusammen mit den Schauspielern entdeckt werden, sonst bleibt es auf immer totes Papier.

Erste Wagnisse

«*Endstation Sehnsucht*» von Tennessee Williams war der erste Prüfstein für meine Arbeit als Regisseur. Viele Kritiker mögen sich gefragt haben, ob man sich als Laiengruppe auf ein derart tiefgreifendes Drama überhaupt einlassen dürfe. Mit unkonventionellen Methoden habe ich die Schauspieler an ihre



"Endstation Sehnsucht": Stefan Hauser und Ruth Graf als Stanley Kowalsky und Blanche Du Bois.

Figuren herangeführt. Intensiv arbeitete ich mit dem Vehikel der Improvisation. So warf ich Begriffe wie «Wut», «Hass», «Hilflosigkeit» in die Runde, liess die Darsteller auf ihre Weise Erlebtes oder Erspürtes dazu ausdrücken, spielen, verspielen, überspielen, nichtspielen. Auf diese Weise führte ich sie in die Rolle, in die andere Person. Sie lernten sehen und spüren, Gefühle und seelische Spannungen umsetzen in ihre eigene Körpersprache. Oder dann veranlasste ich, dass die Darstellerin der tragenden Figur des Stücks während einer Woche in einer psychiatrischen Klinik leben konnte: Sie sollte sich mit dem Krankheitsbild der Schizophrenie auseinandersetzen. Der Darsteller des brutalen Stanley Kowalski besuchte verschiedene Inszenierungen des Werks, vertiefte sich in das Spiel von Marlon Brando im gleichnamigen Film, um sich in das ambivalente Verhalten der Person – kindliche Naivität und schonungslose Gewalttätigkeit – einzuleben. Das Gelingen unserer Aufführung basierte also auf einer individuell variierten Teamarbeit.

1984 wagten wir uns an ein selten gespieltes Drama von Ferdinand Bruckner: *«Die Krankheit der Jugend»*. Das noch heute aktuelle Stück ist geprägt von existentiell bedingter Verlorenheit. Die Hauptschwierigkeit bei der Inszenierung lag im Thema: Es war zu zeigen, wie ein beziehungsloses Nebeneinanderleben zu tiefen Depressionen bis zur Selbstzerstörung führen kann. Auf engstem Raum, in einer WG, treffen sich sieben krankhafte Menschen, jeder verstrickt in eigene Probleme, keiner stark genug, den andern mitzutragen. Alle suchen sie in der Gemeinschaft, in der sie leben, einen Halt, und doch bleiben sie, jeder und jede für sich, isoliert.

Es gelang meinem Ensemble eine Interpretation, die diese Beziehungslosigkeit anfassbar und das Zerstörerische einer Enge ohne Fluchtpunkt spürbar werden liess. Indessen: Die Probenarbeit hatte uns psychisch derart zugesetzt, dass wir oft noch lange nach dem Spiel wortlos beieinandersassen, um die Spannungen besser aushalten zu können, die dieses Stück in uns hervorrief.

Maur: Eine Theateraufführung von Monaco entfernt...

Mit dem Peter Weiss-Stück *«Die Versicherung»* durfte unsere Theatergruppe 1985 die Schweiz am internationalen Amateurtheater-Festival in Monaco vertreten. Das Werk ist ein komödialer Bilderreigen zum Thema *«Masse und Macht»*. Gearbeitet wurde mit *«Tableaux vivants»*, mit Bildern also, die für sich selber sprechen. Es war die launenhafte, bissig-ironische Schwarzmalerei, die dem Stück eine eigene Struktur und unserem Spiel den Inhalt gab. In Maur war es die einzige Freilichtaufführung, die ich inszenierte.

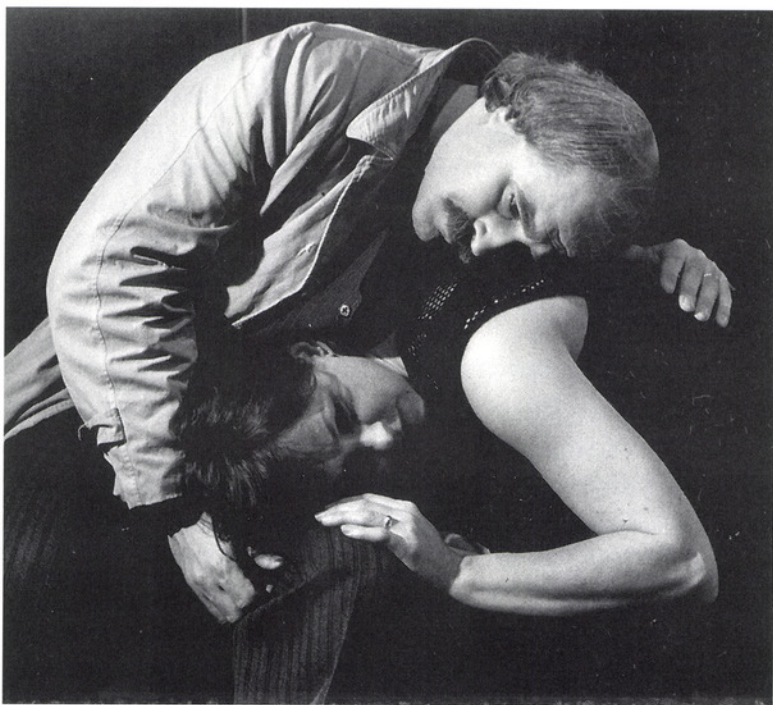
Am Theatertreffen in Monaco wurde *«Die Versicherung»* zur meistdiskutierten Festival-Produktion. Nicht, dass wir uneingeschränkt Applaus erhielten, im Gegenteil. Mit unserer scharfzüngigen Inszenierung gegen Macht und Masse wurden wir vom Publikum zugleich geliebt und gehasst. Viele Monegassen haben unsere Darbietung als Angriff auf ihre materiell ausgerichtete Lebensweise verstanden. Die anwesenden schwedischen Kritiker, in deren Land *«ihr»* Peter Weiss ein freiwilliges Exil verbrachte, stimmten unserer Interpretation zu. Für mich bestätigten diese Reaktionen die Zielsetzung meiner Arbeit: Theater muss bewegen, betroffen machen, an Probleme herantreten, die uns irritieren.

Von Strindberg zu Anne Frank

Den massiven Überzeichnungen, wie sie Weiss in *«Die Versicherung»* verlangte, folgte das verhaltene, emotional unterschwellig ablaufende Stück *«Der Pelikan»* von August Strindberg. Den Aufführungen im Burgkeller konnten jeweils nur dreissig Personen beiwohnen. Aber gerade diese räumliche Begrenzung und die inhaltliche Ausweglosigkeit des Geschehens machten das Einengende des Dramas durch alle Szenen hindurch nachvollziehbar. Diese Inszenierung wurde zu einer Art *«Theater intim»*, von unserem Standpunkt aus wieder eine gelungene Produktion.

Im Frühling 1990 begannen wir die Probenarbeit zu einem

Stück, das bei der im Zunehmen begriffenen Diskriminierung der Rassen aktueller kaum sein konnte: *«Das Tagebuch der Anne Frank»*. Es ging darum, die Notizen der temperamentvollen Anne mit ihren Hochs und Tiefs der Pubertät, ihren Ängsten, ihren Hoffnungen, ihrem Verhältnis zu den Eltern und den Mitbewohnern ihres Verstecks lebendig zu machen, und dies vor dem Hintergrund der permanenten Bedrohung, entdeckt und verhaftet zu werden. Die Wechselbeziehung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit sollte, das war mein Ziel, ins Publikum übergreifen. Die authentische Fabel musste auch den Charakter eines Dokuments aus einer schrecklichen Zeit, der Nazi-Zeit, gewinnen.



Frank Joss und Katja McNelly in "Krankheit der Jugend"

Es war meine eigene Tochter, die mich veranlasste, das Stück auf die Bühne zu bringen. Eine nicht ganz unbescheidene Nebenabsicht war dabei auch auszumachen: Sie sah sich, gerade erst vierzehnjährig geworden, selber in der Rolle der Anne Frank. Speziell in den grossen Fragen des Lebens und der Liebe fühlte sie sich mit Anne seelenverwandt. Wie kann ein Vater bei solchem Sachverhalt seiner Tochter widerstehen? Der Rest war dann logische Konsequenz: Sie spielte die Rolle, oft unglaublich dicht beim Publikum, unbeirrt, mit vielen kleinen Nuancen.

Noch nicht genug der Familie: Meine Frau hat bei allen meinen Aufführungen das Bühnenbild gestaltet, die Kostüme bearbeitet. Häufig sind ihre Szenerien mit den Proben und dem Entwicklungsprozess der Inszenierung zu dem herangewachsen, was sie schliesslich waren: charaktervolle, intime Bildcollagen, idealer Rahmen für eine Verschmelzung von Raum und Spiel. Bei «Anne Frank» hat sie nach einem Photodokument gearbeitet, so dass das Bühnenbild dem wirklichen Versteck der jüdischen Familie sehr nahe kam.

Ausblick

Mit der «*Zoogeschichte*» von Edward Albee fand 1991 die vorläufig letzte Produktion des «Kleintheaters Mühle Maur» statt. Die letzte? Vielleicht die letzte meines Ensembles, aber bestimmt nicht das Ende des subkulturellen Schaffens in unserer Gemeinde! Noch nie waren die Bedingungen punkto Infrastruktur, Wohlwollen der öffentlichen Hand, kulturelles Interesse der Bevölkerung so befriedigend wie heute. Vor diesem Hintergrund sollte es möglich sein, das Kultur-Karussell der Mühle in Schwung zu halten. Das ist das Prinzip Hoffnung, an dem ich festhalten will für alle, die eine künstlerische Botschaft über die Bretter gehen lassen möchten, die die Welt bedeuten. Die kleine, intakte Welt der Mühle Maur.

Frank Joss



Hannes Portmann

Kunstmaler

Geboren 1927; nach Primar- und Sekundarschule Zimmermannslehre und Gewerbeschule Zug, dann Kunstgewerbeschule für Grafiker in Basel; ab 1954 als Grafiker in Zürich, von 1954 bis 1975 mit selbständigem Grafik-Atelier; seit 1976 freier Kunstmaler.

Gedankenskizze zu meinem Gemeindebild

Rückblende auf 1960. In Binz heisst es: Ja, droben im Gütsch wird wieder gebaut, schon das dritte Haus. Der Posthalter weiss Bescheid: Windig ist's dort, witzelt er, der Bauherr (das war ich) hat schon seit drei Jahren Gegenwind in den Bauplänen. Für mich ist das nicht zum Lachen. Als ich aber den Dachfirst parallel zur Strasse ausgerichtet habe und den Hauswandabstand genau elfeinhalb Meter zur Strassenmitte, steht freudigem Bauen fast nichts mehr im Weg. Wir Einfamilienhüsler neigen eben zu individuellem Egoismus, dem jede Vorschrift wider den Strich geht. Doch da hat die Baukommission ihre Bauordnung, der Architekt seine «Architekten-Kultur», und seine eigene muss der künftige Bewohner nach und nach einbringen; er hat jetzt eine gegebene Schale zur Verfügung. Mit seinen Träumen kommt er meist auf den Teppich, wenn die Bauabrechnung ins Haus flattert, die Nutzungskultur sich entwickelt.

Dann: das Haus steht; da lebt die Familie; da arbeite ich als Grafiker, berufsbedingt und auch kulturell immer noch stadtwärts gewandt, woher wir auch gekommen sind. Sozusagen an

der Stadtgrenze hausend, braucht es eine gewisse Zeit, bis allmählich die Interessen in entgegengesetzter Richtung gehen, zur Wohngemeinde also. Von der aus flattern auch die verschiedenen Bürgerpflichten in den Briefkasten, die zu Beachtung und Teilnahme auffordern.

Bislang habe ich das Eingebettetsein im Schoss der Gemeinde am Schalter der Kanzlei wahrgenommen, wo wir im Einwohnerregister wohlgeborgen sind, so dass ein neues Heimatgefühl entstehen darf.

Nicht zu übersehen war, dass die Gemeinde schnell wuchs. Alle Randbezirke wurden zur städtischen Agglomeration und hatten die daraus entstehenden Probleme zu bewältigen. Zuerst galt es, die Infrastruktur zum Funktionieren zu bringen, bevor die Kulturbelange an die Reihe kamen. Ich entsinne mich, wie vor Jahren eine Broschüre ins Haus flog, die sämtliche von der Gemeinde getragenen Institutionen aufführte – eindrucklich!

Die Notwendigkeit, dass sich Behörden um die Einwohnerschaft kümmern, ist ja auch Kultur, nicht nur Vereinswesen, Musik, Theater, gestalterische Kunst usw. Die Grundlage der Kultur müsste eigentlich in der Verantwortung unseres Umgangs miteinander liegen.

An allen Ecken und Enden sind Ansätze sichtbar, die nicht mit materiellem Massstab gemessen werden können, in der Stille wirken, Kultur sind, das aber bescheiden gar nicht für sich in Anspruch nehmen. Hier spielt echter Humanismus hinein, der halt in seinem Geist vom Geschäftsdenken abweicht.

Im Lauf der Zeit sind ja auch Subkulturen entstanden, wie sie sich u. a. in der echten Volksmusik manifestierten. Sie war Sprache, eine Ausdruckkultur, die Gemüt und Lebensgefühle zur Geltung brachte, charaktermässig zugeordnet werden konnte. Mit dem Kommerz als Hintergrund verflachen die austauschbaren heutigen Melodien zum undifferenzierten, charakterlosen «Bestenbrei».

Der Künstler als Kulturschaffender wird in der Gesellschaft oft als Exot eingestuft. Etwas quer, wenn er die üblichen Denk-

schablonen ankratzt. Er muss eben, so meine ich, an eine Utopie glauben, deren Denkart nicht immer rational sein kann.

Mich hat die Einstellung eines Lehrers stutzig gemacht, der bei der Unterbreitung meiner Entwürfe zu einem Schul-Wandbild mir und dem zuständigen Gremium zu verstehen gab, die Aufgabe sei auch von ihm mit seinen Schülern zu lösen, der Künstler somit überflüssig. Ja, warum nicht, sage ich. Doch hier zeigt sich eben, welcher Stellenwert dem Berufskünstler vom Schablonendenkenden zugeordnet wird. Immerhin setzte sich damals die Gegenmeinung durch.

Vor Jahren bekam ich die Möglichkeit, an der Oberstufe in Bassersdorf ein für mich lehrreiches Schulegeben in Zeichnen und Gestalten zu erproben. Bald sah ich, dass lebendiges Gestalten nicht nur auf ein Papierrechteck zu beschränken war. Es dehnte sich aus zu Wohnraumfragen – eigenes Wohnen, Gemeinschaftsraum, Lebensräume überhaupt. Wir machten beispielsweise den eigenen privaten Raum jedes Schülers zum Wohnexperiment und so zu einer neuen Erfahrung, was mit einfachen Veränderungen und Phantasieanregung zu realisieren war. Wohl entstand dabei viel unbrauchbar Utopisches, mit überbordender Phantasie übers Ziel Hinausgeschossenes. Aber das tat gut und deckte oft erst die Sachzwänge auf, mit denen wir verhaftet, umgeben sind. Ein gleicher Vorschlag, den ich unserer Maurmer Schule machte, löste kein Echo aus.

In jedem von uns schlummert eine musische, kreative Seite. Da hat der Kunstschaffende die Möglichkeit etwas aufzubrechen, das zur Bereicherung jedes einzelnen werden kann. Das mag praktisch über Gespräche, Schule, Musik, Ausstellungen einfließen. Junge ungestüme und erfahrene ältere Geister sollte man zusammen Projekte entwickeln lassen, die dann – von der Kulturkommission gestützt – etwa im Jugend- und Freizeithaus oder in der Mühle realisiert werden könnten.

Kultur muss aus Ideen, aus aktiver Schöpferkraft entstehen, nicht nur konsumiert werden wie nach dem schon gedrängten Maurmer Veranstaltungskalender, den noch das Übermass an

auch als Kultur Verstandenem erweitert, das Fernsehen, Radio, Printmedien täglich in die Stube bringen, vom Angebot des nahen Zürich ganz zu schweigen.

Der Kulturschaffende sollte eigenständig denken, wahrnehmen, sich bewusst machen und auf seine Weise gestaltend umsetzen. Er hat nicht die Aufgabe zu belehren. Er kann aufzeigen, hineinleuchten in Beleuchtungswertes, kann human, sachlich, humorvoll oder provozierend sein. Ich sehe meine Arbeit in einer Auseinandersetzung, meist mit einer viereckigen Fläche. Der Werkprozess mit Idee, Farbe, Form und Raum ist der Gehalt des Bilds. Wenn dieser Prozess gut verläuft, habe ich Glück gehabt.

Ein geglücktes Werk ist also Glückssache, und wenn diese dann einen Platz in der guten Stube findet, hat nun – so frage ich – der neue Besitzer oder der Maler Glück? Oder gar beide?

Hannes Portmann



Der Maler in seinem Atelier



Yvan «Lozzi» Pestalozzi

Plastiker

Geboren 1937; Handwerkerlehre, Weiterbildung an verschiedenen Schulen, in Kursen und autodidaktisch im In- und Ausland. Seit 1964 selbständig.

Kleine Standortbestimmung im Heute

Als bildendem Künstler fällt es mir leichter, mich mit meinem Material Eisen auszudrücken als mit dem geschriebenen Wort. Ich will trotzdem versuchen, die Aufgabe zu lösen und niederzuschreiben, was mich zum Thema «Maur aus der Sicht seiner Kulturschaffenden» bewegt. Zunächst zum Begriff «kulturschaffend»: Meine Künstler-Tätigkeit besteht zwar im Umsetzen eigener Ideen in ein plastisches Werk – aber mich deswegen einen Kulturschaffenden zu nennen, mag ich mir nicht anmassen.

Meine ersten Eindrücke von Maur gehen zurück auf einen unvergesslichen Landdienst auf einem Bauernhof im Neuguet, ungefähr 1952. Obschon auf dem Land aufgewachsen, gewann ich hier erstmals bewusst Einblick in den Alltag, die Arbeit und die Denkweise einer Bauernfamilie.

Erst rückblickend erkenne ich, dass das Ansehen der Bauern damals ein anderes war als heute. Unsere Konsumansprüche, die veränderten landwirtschaftspolitischen Umstände, die internationale Konkurrenz, das Bauern überhaupt in einem immer dichter besiedelten Land, stellen die «Ernährer der Nation» von einst zur Zeit vor schwierige Aufgaben.

Viel später, 1964, bin ich auf der Suche nach einer Werkstatt in ländlicher Umgebung eher zufällig in dieser Gemeinde, in Binz, sesshaft geworden. Und bevor ich einige Jahre danach an der Zollikonstrasse meine eigene Atelierbaracke erstellen konnte, restaurierte ich im ehemaligen Kuhstall eines Ökonomiegebäudes als «Brotarbeit» neben meiner künstlerischen Tätigkeit antike Möbel. Gewohnt habe ich im angrenzenden, von mir dafür umgebauten Pferdestall.

1968 nahm ich an der ersten Gruppenausstellung von Künstlern der Gemeinde Maur im Schulhaus Looren teil. Diese war die Vorläuferin der heutigen Schaltjahrausstellungen.

Für mich war Binz «mein Dorf», und es kam mir anfangs seltsam vor, dass meine Papiere in Maur, einem anderen Dorf, deponiert lagen. Politisch stand Maur damals im Ruf einer soliden, bodenständigen Bauerngemeinde.

Ungeduldigen, fortschrittlich Denkenden mag die hiesige politische Entwicklung harzig und zäh vorgekommen sein. Heute löst die Antwort auf die Frage nach meiner Wohngemeinde meist ein anerkennendes «Jawaas» aus, im Gegensatz zum eher abschätzigen «Jäsoo, det hine une am Gryfesee» vor dreissig Jahren. Aus der konservativen Bauerngemeinde – was nicht herabsetzend gemeint ist – hat sich Maur, soweit ich das beurteilen kann, von aufgeschlossenem Zeitgeist erfasst, zu einer gegenwartsnahen, fortschrittlichen Agglomerationssiedlung gewandelt.

Wie stehe ich als sogenannter Kulturschaffender zur Gemeinde Maur? Wird von ihr meine Arbeit irgendwie beeinflusst?

Maur gehört als mein Wohn- und Arbeitsort zu meiner vertrauten Umwelt. Ich liebe diese zwischen dem Greifensee und dem Wassberg eingebettete Gemeinde in Stadtnähe schon ihrer landschaftlichen Schönheit wegen. Ich weiss die Lage meines Ateliers in Waldnähe zu schätzen, wo ich jeden Tag mit einem halbstündigen Spaziergang beginne, begleitet von unseren beiden Hunden. Dieser unmittelbare Kontakt mit der Natur

zur frühen Morgenstunde ist für mich überaus wichtig. Er dient mir zu allgemeinen Betrachtungen über meine Arbeit oder zu Dingen, die mich sonstwie beschäftigen. Es ist auch der Ort und die Zeit, wo ich manchmal in meinem Geist die Verbindung zu etwas Ganzheitlichem suche, das schwer zu benennen ist.

Der Standort meines Arbeitsplatzes schafft bestimmte ideale Voraussetzungen für meine Arbeit; beeinflusst wird diese aber von Maur im besonderen nicht. Ich kann und will nicht in solchen engen Grenzen denken. Die gedanklichen Einflüsse sind zu grenzenlos. Sie können von meiner Umgebung auf dieser Erde bis ins Universum reichen – soweit ich ihnen folgen kann.

Aus dem Blickwinkel dieses Standorts betrachtet, ist Maur aber gewiss ein wichtiger Teil meines Lebensraums, und ich bin sehr dankbar, an einem solch wunderschönen Ort leben zu dürfen. Hier werde ich mir auch des Begriffs «Heimat» bewusst, ein oft belächelter Ausdruck, nur: Mit der Heimat ist es vielleicht ähnlich wie mit der Arbeit – man vermisst sie erst, wenn man keine mehr hat. Es friert mich heute noch, wenn ich an eine bestimmte Einbürgerungsabstimmung denke, an der zwei staatenlose Menschen, die eine neue Heimat suchten, in unsere Gemeinschaft aufgenommen worden sind.

Ich liebe meine Heimat. Weil ich mich mit ihr verbunden fühle, stehe ich ihr aber auch kritisch gegenüber, sonst wäre sie mir ja gleichgültig. Heimatliche Gefühle haben für mich nichts mit patriotischer Ergebenheit gegenüber meinem Land zu tun. Im Gegenteil. Ich stehe sehr kritisch zu Fahnen und Vaterlandshymnen, egal von welchem Land. Das riecht für mich oft schon nach Krieg. Ich hänge an meiner Heimat, ohne ihre Vergangenheit zu verherrlichen – dazu gibt es auch keinen Grund; höchstens einen zu Dankbarkeit für das zuteil gewordene Glück. Im übrigen hat Heimat bestimmt auch mit Gewohnheit zu tun, mit meiner vertrauten Umgebung, meiner Familie, meinen Freunden und Bekannten. Das heisst an sich, dass ich auch anderswo auf dieser Welt eine neue Heimat finden könnte, wenn man mich dort nicht abweisen würde.

Was mich an meiner Heimat, der Schweiz, immer mehr befremdet, ist das engherzige, egoistische Denken eines grossen Teils ihrer Bevölkerung. Die Angst vieler Mitbürgerinnen und Mitbürger, ihr Land mit einer bestimmten Anzahl von bedrängten Menschen aus dem Ausland teilen zu müssen, zeugt von einer kalten, berechnenden Eigennützigkeit, die nicht glücklich machen kann. So wie meine Vorfahren vor 500 Jahren als Fremde in dieses Land gekommen und ansässig geworden sind, zeugen doch die meisten Schweizer Familiennamen von fremder Herkunft. Offenbar haben viele von uns das vergessen. Ich schäme mich für mein Land, das zwar jede Menge fremdes Geld annimmt, aber nicht bereit ist, sich an der weltweiten Verantwortung zu beteiligen. Es gibt heutzutage kein Problem auf Erden, das uns, direkt oder indirekt, nichts angeht!

Hier liegt der Kern meines gegenwärtigen Konflikts: meine tiefe Besorgnis, meine ständige Trauer und Ohnmacht gegenüber der verbreiteten Rücksichtslosigkeit, Herzlosigkeit und Brutalität einer Mehrzahl von Menschen auf unserer Welt. Eine Blutspur ohne Unterbruch zieht sich durch die Geschichte der Menschheit, und trotz all dem unbeschreiblichen Elend bringt sie es bis auf den heutigen Tag nicht fertig, in Frieden zusammenzuleben. Der Begriff «human» als Ausdruck für Menschlichkeit ist blanker Zynismus.

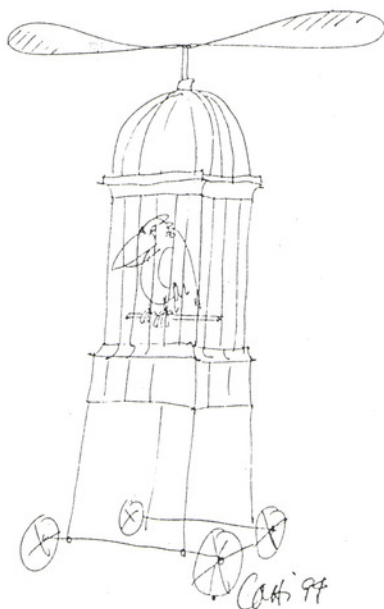
Aus elitären Kunstkreisen höre ich oft den Vorwurf, meine Arbeit sei zu populistisch, zu fröhlich oder zu humoristisch – ohne Anteilnahme an dieser gewalttätigen, problemgeladenen Zeit. Ich meine aber, dass es neben engagiert schaffenden Künstlern auch solche geben darf, die mit ihren Arbeiten positive Zeichen gegenüber der Gewalt setzen. Macht es denn die Menschen besser und hilft es ihnen weiter, wenn ihnen nur immer wieder gezeigt wird, wie hässlich sie sich gegeneinander und gegenüber ihrer Umwelt benehmen?

Als Erdenbürger bin auch ich über die Zukunft unseres Planeten tief besorgt. Die Gedanken- und Rücksichtslosigkeit, mit

welcher der Mensch Natur und Tiere ausbeutet, das soziale Elend in der dritten Welt, die Rassendiskriminierungen, all die grauenvollen, sinnlosen Kriege bedrücken mich zutiefst. In der Regel aber bringe ich diesen Konflikt nicht in meiner Arbeit zum Ausdruck.

In jedem Menschen wohnt das Gute und das Böse. Ich versuche, dem verbreitet Bösen mit dem Humor als positive Kraft beizukommen und stemme mich mit der mir eigenen, oft heiter-ironisierenden Verspieltheit in meinem Schaffen gegen die Widerwärtigkeiten in dieser Welt. Ich möchte mit meiner Arbeit etwas Licht in diese Düsternis bringen – für mich, damit ich diese Welt besser ertragen kann, und zur Freude meiner dafür empfänglichen Mitmenschen.

Yvan «Lozzi» Pestalozzi



„Freiheit“



Walter Geiser

Chorleiter

Geboren wurde Walter Geiser 1923 in Schaffhausen. Mit elf Jahren erhielt er den ersten Klavierunterricht, wechselte fünf Jahre später zur Orgel. Zwischen 1941 und 1950 wirkte er in seiner Heimatstadt als Organist an der Münsterkapelle und am Münster. Zum Beruf machte er die Musik zwar nicht, bildete sich jedoch musikalisch laufend weiter. Neben seiner Tätigkeit als Ingenieur übernahm er Orgelvertretungen, sang im Zürcher Bach-Chor und besuchte Kurse am Institut für Kirchenmusik und bei Helmuth Rilling an der Internationalen Bach-Akademie Stuttgart. Seit 1970 wohnt er auf der Forch, übernahm 1976 die Leitung des Singkreises, gründete 1980 den Instrumentalkreis, trat 1984 vorzeitig in den Ruhestand und lebt seither in unserer Gemeinde als «ungebundener» Kantor.

Dörfliche Kultur aus eigener Initiative

Was ist Kultur? Nach dem Grossen Knauer ist sie «die leibliche und geistig-seelische Entfaltung des Menschen in Sprache, Kunst, Wissenschaft, Philosophie und Religion». Also gehört auch die Kirchenmusik dazu, und zwar in besonderem Mass, denn ihre Elemente sind Sprache, Religion und Musik.

Dass es in Maur möglich ist, in vielfältiger Weise Kirchenmusik zu machen, hat vor allem zwei Gründe:

Zum einen hatte das vor dem grossen Bauboom noch kleine Maur bereits mehrere Chöre, eine Musikgesellschaft und in dem musikalischen Naturtalent Walter Muschg – er wirkte von 1916 bis 1964 – einen einsatzfreudigen (Laien-)Chorleiter und Organisten (siehe «Maurmer Neujahrsblätter» 1992). Einzelne dieser Chöre und die Musikgesellschaft existieren noch heute und tragen bei zur Gestaltung von Gottesdiensten.

Zum andern entwickelte sich Maur zu einer grossen Vorortgemeinde von Zürich. Viele Familien des gehobenen Mittelstands liessen sich hier nieder. Was dies bedeutete, erlebte ich, als ich nach Instrumentalisten suchte, die den «Singkreis Maur» begleiten könnten. 1976 noch war ich gezwungen, mir diese teilweise aus den umliegenden Gemeinden zusammenzusuchen. Doch schon ein Jahr später konnte ich ein ganzes Orchester mit ausgezeichneten, darunter auch jugendlichen Laien aus Maur bilden. Dieses Ensemble hat bis heute seinen ad hoc-Charakter bewahrt und nennt sich seit 1980 «Instrumentalkreis Maur». Seine Konzertmeisterin ist eine Berufsmusikerin. Die Hauptaufgabe sieht es darin, den Singkreis zu begleiten. Doch dank seiner begabten Spieler kann ich, trotz einem Minimum an Proben, auch reine Instrumentalwerke für Gottesdienste und Abendmusiken erarbeiten.

Laien machen Kirchenmusik

Der Sing- und der Instrumentalkreis haben in den vergangenen Jahren viel zum kulturellen Leben von Maur beigetragen. Deren Musik, mehrheitlich von Laien aufgeführt, lässt sich natürlich nicht an den Leistungen von Berufsmusikern messen. Ist es jedoch, um eine lebendige Dorfgemeinschaft aufzubauen, nicht besonders wichtig, das eigene, in ihr vorhandene «Kulturpotential» auszuschöpfen, sei es auch noch so unterschiedlich in seiner Ausprägung und im Niveau? Bevor ich aber diesem Gedanken nachgehe, sei gezeigt, was in Maur möglich wurde:

Zuerst möchte ich das Advents- und Weihnachtssingen nennen. Es wird seit 1975 regelmässig veranstaltet und ist zur geschätzten Tradition geworden. Die Jahr für Jahr voll besetzte Kirche beweist es. Da dieser Anlass eine sinnvolle Vorbereitung auf Weihnachten ist, sollen sich möglichst viele verschiedene Gruppen an seiner Gestaltung beteiligen: neben dem Singkreis eine oder mehrere Schulklassen, neben dem Instrumentalkreis der Blockflötenchor und die Organistin, und nicht zuletzt die Zuhörer selbst. Höhepunkt ist jeweils das «Quempas-Singen»

am Schluss. Zu den Klängen des Königsmarsches («Noi siamo i tre re») begeben sich die Kinder mit einer brennenden Kerze in die vier Ecken der Kirche. Dies ist ein lange Zeit vergessener Brauch aus dem 15. Jh. Er wird in Deutschland seit ungefähr sechzig Jahren wieder gepflegt und war in Maur unbekannt.

Kulturschaffen vor der Haustüre

Die wichtigste Aufgabe des Singkreises ist die musikalische Gestaltung von Gottesdiensten: Die Musik soll nicht nur den Gottesdienst verschönern, sondern sie ist auch eine besondere Art, die biblische Botschaft zu verkündigen. Die Kirchenmusik und die Predigt haben eine enge Beziehung zueinander, wie die Kantaten Johann Sebastian Bachs deutlich zeigen. So lag es nahe, sich mit dieser bisher nie übertroffenen Musik intensiv zu befassen: Die Beschäftigung mit dem Kantatenwerk Bachs führte 1984 zu dem Entschluss, 1985 auch in Maur des 300. Geburtsjahres des grossen Meisters zu gedenken. Und dies nicht, wie bisher, nur im Gottesdienst, sondern auch in speziellen, dem Kirchenjahr folgenden «Stunden der Kirchenmusik».

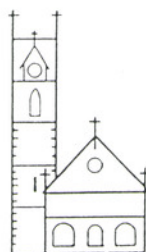
Aus ihnen entstanden – jeweils am Bettag – die «Abendmusiken». In ihnen möchte ich nicht nur Bachs Kantatenwerk besser bekannt machen, sondern auch andere Komponisten vorstellen. So stand 1987, anlässlich seines 350. Geburtstages, Dietrich Buxtehude im Mittelpunkt und traten 1991 Antonio Vivaldi und Wolfgang Amadeus Mozart hervor. 1988 fand die «Abendmusik» am Totensonntag mit passenden Werken aus der Romantik statt.

Gelegentlich bestritt der Instrumentalkreis eine Abendmusik auch allein: 1979 mit Musik von Georg Friedrich Händel und Georg Philipp Telemann, 1981 zum 300. Geburtstag von Telemann, 1983 zur Begleitung der Organistin anlässlich ihres Antrittskonzertes oder 1989 mit Musik von Antonio Vivaldi, Johann Sebastian Bach und zwei Romantikern. Jedesmal hatten junge Talente des Instrumentalkreises Gelegenheit, als Solisten ihr beachtliches Können zu zeigen.

Auch die Abendmusik 1990 war eine Frucht der intensiven Beschäftigung beider Ensembles mit Johann Sebastian Bach. Sie fand statt zum 25jährigen Bestehen des Singkreises Maur und stand unter dem Titel «Mit Bach durch das Kirchenjahr». Um die Verbundenheit mit den Katholiken von Maur zu zeigen, organisierte die Reformierte Kirchenpflege zum Tag der Einweihung der katholischen Kirche St. Franziskus – am 1. Advent 1990 – eine «Ökumenische» Abendmusik. Der Sing- und der Instrumentalkreis gestalteten Johann Sebastian Bachs Advenstkantate BWV 61 und Joseph Haydns Missa brevis F-Dur.

Die
Reformierte Kirchgemeinde
MAUR

veranstaltet
im Kirchenjahr 1985



STUNDEN DER KIRCHENMUSIK

zum 300. Geburtsjahr von

JOHANN SEBASTIAN BACH

21.3.1685 – 28.7.1750

Sing- und Instrumentalkreis Maur und Solisten
musizieren Kirchenkantaten in der Kirche Maur,
jeweils Sonntags

um 17 Uhr am 2. Dez. 1984, 20. Jan. 1985

10. März 1985, 28. April 1985, 24. Nov.

um 20 Uhr am 16. Mai (Auffahrt), 25. Aug. 1985

15. Sept. 1985

Musik «aus eigenem Boden»

Mit den obigen Ausführungen wollte ich zeigen, wieviel gemeindeeigenes Kulturschaffen möglich ist. Und damit kehre ich zu dem Gedanken zurück, den ich zu Beginn äusserte: Möchte Maur vom Ruf einer Schlafgemeinde loskommen, und sollen sich seine Einwohner für «ihre» Gemeinde engagieren, so müssen sie auf allen Gebieten das «eigene» kulturelle Schaffen noch bewusster fördern:

Seit 1964 hat Maur eine Kulturkommission. Für einen Ausenstehenden verbindet sich mit ihr vor allem der Gedanke an Musik- und Theaterveranstaltungen mit vorwiegend auswärtigen Künstlern. Zwar fördert sie intensiv auch gemeindeeigene Aktivitäten, vor allem auf den Gebieten der Denkmalpflege und der bildenden Kunst. Doch sollten diese Bemühungen erweitert und auf ein eigentliches Kulturprogramm mit einheimischen Kräften ausgedehnt werden. Ich hoffe daher, dass in Zukunft vermehrt nach Talenten in «unserem» Lebenskreis Ausschau gehalten wird. Es wohnen so viele Musiker, Künstler und Geistesarbeiter in unserer Gemeinde, dass es möglich sein sollte, mit einem vielfältigen Programm «aus eigenem Boden» und mit gezielter Öffentlichkeitsarbeit neben den Alteingesessenen auch die vielen Neuzuzüger für unser kulturelles Leben zu interessieren. Sicherlich würden für ein solches Ziel ebenfalls die historischen und die in neuerer Zeit entstandenen Ortsvereine Hand bieten. Auch sie versuchen ja, das Zusammenleben zu fördern. Ob nicht dies ein neuer Weg zu einer wirklichen Dorfgemeinschaft wäre?

Walter Geiser



Aiko und Eckhard Fiebig

Mit Musik geht alles besser

Dieser Spruch begrüsst unsere Besucher an der Haustüre. «Mit Musik geht alles besser» beschreibt auch treffend unser Verhältnis zur Gemeinde Maur, in der wir seit mehr als zwanzig Jahren leben. Dieses «Verhältnis» begann im Mai 1972, als wir uns nach meinem Engagement ins Tonhalle- und Opernhausorchester nach Zürich begaben, um eine Wohnung zu finden – zum damaligen Zeitpunkt eine rechte Glückssache. Nach einigen Fehlschlägen fanden wir im Treuhänder Bruno Kern einen offensichtlich musikliebenden, einsichtigen Maurmer, der den Mut hatte, einem damals noch nicht verheirateten Musikerpaar aus dem Ausland eine erschwingliche Wohnung zu überlassen. Im August 1972 bezogen wir diese im neuerstellten Postgebäude Ebmatingen.

Das stadtnahe, doch ländliche Gebiet von Maur gefiel uns vom ersten Tag an. Es war vor allem diese schöne Landschaft, die mich als Musiker nach Zürich gelockt hatte. Bald erwanderten wir die fünf Gemeindeteile und hatten das Gefühl, nach dem Leben im Ballungsraum des Ruhrgebietes, bzw. im 12-Millionen-Moloch Tokyo, in ein kleines Paradies geraten zu sein.

Wir wollten ganz langsam in die Gemeinde hineinwachsen; denn wir hatten ja viele Neuanfänge zu verdauen: Den Zuzug

aus dem Ausland, die neue Stelle im Opernhausorchester, den neuen Haus- und Ehestand und nicht zuletzt die neue Sprache – den Dialekt. An ein kulturelles Engagement in der Gemeinde Maur war zunächst gar nicht zu denken.

Ein Orchesterkollege nannte mir aber bald die Adresse der Ebmatinger Familie Dür, die einen Schlagzeug-Lehrer für ihren Sohn suchte. Bei der Kontaktnahme merkte ich, dass ich den richtigen «Zug» erwischt hatte; denn Frau Sina Dür war Aktuarin der frisch gegründeten Musikschule Maur, und dieser «Zug» kam gerade in Fahrt. Unverzüglich wurden Aiko und ich als Musiklehrer in die neue Musikschule berufen; unser «Verhältnis» zu Maur bekam eine schöne Ausgangsposition. Bald spürten wir die besondere Strukturierung der Bevölkerung. Unter unseren ersten Schülern waren Kinder aus Bauern- wie auch aus Akademikerfamilien, ein schönes Zeichen von Urtümlichkeit, aber auch vom Aufbruch einer Gemeinde.

Als professionell Kulturschaffender hatte ich es im Opernhaus stets mit der «grossen Kunst» zu tun; so brachte mir die Beschäftigung mit den Musikschülern eine willkommene Abwechslung. Für Aiko, die sich auf ihre Hausfrauen- und Mutterrolle freute und vorläufig kein festes Engagement in einem Orchester annehmen wollte, wurde der Musikunterricht zur musikalischen Erfüllung.

Auf Anregung der Musikschulpräsidentin, Frau Evy Labhart, wurde 1982 das Schülerorchester gegründet. Für Aiko und mich ist es eine schöne, befriedigende Aufgabe, das Orchester immer wieder aus den Nachwuchsmusikanten neu zu formieren. Als fördernde und entfaltungsträchtige Unterstützung empfanden wir die Zustimmung der Maurer Bevölkerung zur Übernahme der Musikschule in die Schulgemeinde. Die Musikschule wurde so auf feste Beine gestellt und die Subventionen der Gemeinde wesentlich erhöht. Unsere Arbeit innerhalb der Musikschule brachte immer wieder erfreuliche Begegnungen mit Personen aus verschiedenen Vereinen und der Behörde. Interessante Kontakte entstanden aber auch durch

Orchester 700 Maur zu verwirklichen. Der Gemeinderat stellte einen stattlichen Betrag zur Verfügung, und in kurzer Zeit wurde das Orchester aus Musikern von Maur und Umgebung für zwei Konzerte gebildet. Ich war gerne bereit, die künstlerische Leitung zu übernehmen. Der schöne Erfolg dieser Konzerte bescherte der Gemeinde im ganzen Kanton Zürich Beachtung und kulturelle Anerkennung; und von den Musikern wurde ein Fortbestand des Orchesters angeregt. So kam es im Oktober 1992 zur Gründung des «Orchester Maur», dessen musikalische Leitung mir anvertraut wurde. Nach den ersten erfolgreichen Konzerten kann man wohl sagen, dass mit diesem Orchester ein nicht ganz kleiner Fisch in das «Kultur-Biotop Maur» gelangt ist.



Kultur sollte nicht nur geschaffen und bewahrt, sondern auch unmittelbar gelebt werden. Sie braucht daher eine Brutstätte, eine Arbeits-, Begegnungs-, Ausstellungs- oder auch

Aufführungsstätte für ihre Entfaltung; diese Möglichkeiten sind in Maur in unterschiedlichem Ausmass vorhanden. Doch die Musiker träumen insgeheim von einer «Maurmer Philharmonie», mit einem akustisch günstigen Konzertsaal.

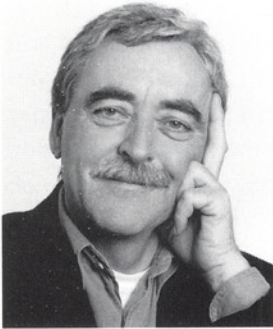
Kultur bedeutet mehr als das reine künstlerische Schaffen einer Elite für eine Elite. Schliesslich umfasst der erweiterte Kulturbegriff auch das weite Feld der für das kulturelle Selbstverständnis der Schweiz sehr bedeutsamen Laien- und Volkskultur. Die Kulturgüter dienen in erster Linie dem Menschen und seinen Bedürfnissen, seinem Wohlbefinden und seinen Wertvorstellungen. Ihre aktive Vermittlung ist daher für uns der wesentliche Bestandteil des modernen Kulturverständnisses.

Eckhard Fiebig

Biographisches

Aiko Fiebig wuchs in Tokyo auf. Ihre Mutter war Geigenlehrerin, der Vater Soziologie-Professor und begeisterter Hobby-Geiger. Nach Schulabschluss begann sie das Violin-Studium an der Musushino Musikakademie in Tokyo. Dort war es Professor Wolfgang Stavonhagen, ihr deutscher Lehrer, der ihr Interesse an der westlichen Musik förderte. 1966 kehrte er jedoch nach Deutschland zurück und wirkte als Konzertmeister bei den Nürnberger Synchronikern. Auf einer längeren Europa-Reise mit ihren Eltern wollte Aiko ihre Studien bei Wolfgang Stavonhagen fortsetzen, wurde aber sofort als erste Geigerin in das Orchester engagiert. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann kennen, der in diesem Orchester als Solo-Pauker tätig war.

Eckhard Fiebig wurde 1942 in Schlesien geboren. Bei der Vertreibung nach Kriegsende gelangte seine Familie nach Westfalen. Hier wuchs er auf, und im Grundschulalter war eine Mundharmonika sein liebstes Spielzeug. Später wurde er eifriger Akkordeonspieler, dazu lernte er Posaune und Klavier. Der Vater, ein Handwerksmeister, hatte wenig Verständnis für den Berufswunsch des Sohnes, der Musiker werden wollte. Eckhard Fiebig lernte daher Modellschreiner und blieb bis 1962 in diesem Beruf tätig. Doch dann begann er ein Musikstudium am Konservatorium in Dortmund; 1966 schloss er es ab und bekam gleich darauf eine Stelle als Solo-Pauker bei den Nürnberger Synchronikern. 1970 wechselte er zum Philharmonischen Orchester der Dortmunder Oper; 1972 wurde er ins Tonhalle- und Opernhaus-Orchester engagiert. - Eckhard Fiebig ist immer noch begeisterter Akkordeonspieler und kann seit einiger Zeit auch Erfolge als Dirigent der leichten Muse verbuchen.



Felix Karrer

Dokumentarfilmer

Geboren 1942, aufgewachsen in Rorschach, wohnt in Forch-Scheuren. Nach germanistischen Studien an der Universität Zürich wendet er sich dem Journalismus zu. Seit 1963 arbeitet er für das Schweizer Fernsehen DRS, heute vor allem als Dokumentarfilmer.

Schutzplatz

Irgendwann merkte ich, dass ich hierher gehörte. Zum erstenmal nach zwanzig Jahren wieder irgendwohin gehörte. In diesen zwanzig Jahren hatte ich meinen Wohnort immer wieder gewechselt: von der melancholischen Rehalp zum gelassenen Stadelhoferplatz, weiter zum bewegten Kreuzplatz, von dort ins proletarische Altstetten, dann ins lärmige «Göhnerswil», zurück in den beschaulichen Arbeitervorort Schwamendingen (die Entdeckung des Gartens!), von dort ein Abstecher ins triste Seebach, dann zum erstenmal nach Maur, Aesch genaugenommen, stiller und doch belebter und manchmal ziemlich verkehrsreich! Noch einmal zurück in den schrillsten Kreis der Stadt Zürich.

Und dann nach zwanzig Jahren, dieses merkwürdige Scheuren. Ein Wohnplatz. Hier Wurzeln schlagen?

Unter Heimat habe ich immer nur nebenbei dieses Gebilde verstanden, *SUISSE SCHWEIZ SVIZZERA*. (Hängt es «z'leid» jetzt ständig vor meinen Augen, in Gestalt der Anno dazumaligen Schulwandkarte?). Heimat, das war die Aussicht vom Sulzberg

über den Bodensee bis nach Süddeutschland hinüber, Heimat war der Feldmühlebach neben meinem Schulweg, Heimat war ein niedriger schwarzer Stollen beim Weiher, war der «Wiitewald», und vielleicht am meisten ein grosser bemooster Stein im «Wiitewald». Er ist, wie fast der ganze Wald, abhanden gekommen, als sie die Autobahn bauten, aber da war ich sowieso schon längst in Zürich.

An Rückkehr dachte ich nicht. Nicht nur, weil mein Beruf in der Ostschweiz nicht auszuüben ist, es war mir zu eng geworden, trotz Aussicht.

Vielleicht verankert sich die Topographie in irgendeinem menschlichen Langzeitspeicher: der See, die Hügel, die Nähe der Berge, die Wälder, die Bäche. Ich habe keinen «Wiitewald» mehr, aber ein «Häxewäldli», das in absehbarer Zeit nicht betonierte werden sollte, und in dem ich sitze, wenn ich mit einem meiner Filmthemen oder sonst nicht zu Rande komme. Ich habe diesen Blick auf Berge und See von meinem Fenster aus. (Ein spanischer Fischer sagte mir einmal, das Meer – «die Meer», sagte er, sei täglich wieder anders, das Land nicht. Er hat unrecht.) Eine kleine Insel, von der aus ich ausschweifen kann, ein Haltepunkt, von dem aus ich das Fremde erkunden kann, was meine Arbeit und meine Leidenschaft ist.

Allerdings fängt das ja schon vor meiner Haustür an, wie ich beim zweiten Blick merke, und eigentlich ist es nicht zu fassen, wie sie lebt, diese Wüste, als die mir dieses Scheuren erschienen war: der kleine weisshaarige Mann, früher mein Nachbar (leider ist er jetzt weggezogen), mal grimmig fluchend beim Laubwischen, mal mit Liebe seine Blumen pflegend, in einer ausgedienten Badewanne unter einem lila Plastik-Sonnenschirm auf einem grossen grauen Parkplatz. Die fernöstliche Dame mit ihrem quengelnden fernöstlichen Töchterlein, beide ebenso elegant wie abweisend, wenn sie mit je einer Violine zur Forchbahn marschieren. Oder das «Fräulein» M., dessen zerfurchtes Gesicht so ehrlich und gut ist wie knuspriges Bauernbrot. Oder die abgrundtief liebe italienische Mamma von gegenüber (ist

sie die Tochter des würdigen Nonno mit dem kecken Sonntags-
hut?) Und die adrette freundliche Dame mit dem Hündchen
(exilierte polnische Gräfin?). Der hinkende alte G., immer
etwas zerlumpt und mit wirrem Haar (als Kind hätte ich wohl
Angst vor ihm gehabt), der auf einem Taburett an der Strasse
hockt und die Gartenhänge der Reichen anstreicht. Oder die
kleinwüchsige Dame – sie möge mir verzeihen, aber ich finde es
wunderschön, wenn sie elegant vom Trittbrett der Forchbahn
hüpft. Aber auch das graugesichtige verlorene junge Paar, das
nie zu wissen scheint, ob es wirklich hier wohnt oder nicht. Und
dann die schmale, immer fröhliche Frau G., mit ihrem tiefvollen
Lachen, das aus einem doppelt so breiten Brustkorb kommen
müsste. Scheuren ist ein Universum, fremd und geheimnisvoll.

Diese Fremd-Vertrautheit hat leider den Preis, dass mir der
Ort näherkommt und wichtiger ist als alle anderen Wohnorte
meiner Kindheit. Ich möchte hier möglichst zufrieden leben
und bei der Einrichtung dieses Ortes mitmachen. Was auch ein
gewisses Interesse an der politischen Gemeinde Maur mit sich
bringt. Alles geht mich jetzt etwas an. Nicht nur die ganz
gewöhnliche Enge hinter manchen Gartenzäunen, sondern
auch die Borniertheit einiger lokaler Machthaber (Warum um
alles in der Welt hat diese Gemeinde meinen Freund P. nicht
einbürgern wollen? Gibt es einen anderen einleuchtenden
Grund, ausser dass er etwas anders aussieht und ein bisschen
anders denkt und lebt als ein paar andere?). Sie trifft mich ganz
direkt, diese traurige Weigerung, sich mit der Veränderung aus-
einanderzusetzen, diese Angst vor Neuem und Fremdem.
Demütigend die Gemeindeversammlungen, wo schon der Ton-
fall des Gemeindepräsidenten anzeigt, ob er jetzt gleich der
richtigen oder der falschen Seite das Wort erteilen wird. Fru-
strierend das irritierte Gemurmel der Besitzer des wahren Glau-
bens (obere rechte Ecke des Mehrzwecksaals), das der unteren
linken Ecke zu verstehen gibt, wo Gott hockt (oben). Warum
diese Ausgrenzung? Warum diese fast totale Weigerung,
Andersdenkende teilhaben zu lassen? Warum diese Angst?

Ich mache Fernsehen, meine Branche ist Kommunikation. Mein Beruf: der Versuch, Verständigung herzustellen. Was womöglich immer wichtiger wird, ich muss die aktuellen Schlagzeilen nicht aufzählen. Vielleicht habe ich diesen Beruf unter anderem deshalb gewählt, weil ich sie selber noch zu wenig gut kann, die Verständigung. Meine Gemeinde ist so freundlich, mir das Lernen nicht allzu leicht zu machen. Vielleicht wird's Gott vergelten.

Als ich aus den Sommerferien zurückkam, hatte jemand in der Garage ein gelbes Schild angebracht. Darauf steht:

ZIVILSCHUTZ MAUR
Schutzplatz
Der Schutzraum für die Bewohner dieses Hauses befindet sich:
.....

und über den Pünktchen die Adresse meines Nachbarn zur Rechten.

In der einen oder anderen Hinsicht habe ich das Heu nicht auf der gleichen Bühne wie mein Nachbar. Zum Beispiel ist sein Rasen unkrautfrei, gepflegt und sauber geschnitten. Bei mir im Garten wuchert es ziemlich. Am nettesten fand ich ihn damals, als er mir über den Gartenzaun hinweg sagte, vielleicht sei er halt ein bisschen rechteckig. Ich erkläre hiermit, dass ich vielleicht ein bisschen wild bin, im Vergleich.

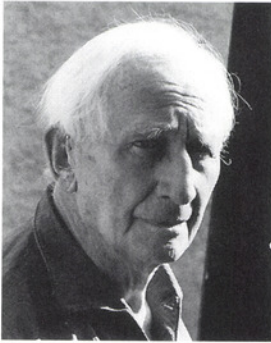
Nun hat uns der Zivilschutz Maur für den Kriegsfall zusammengewürfelt. Spannend. Aber vielleicht sollten wir schon ein wenig üben, bevor der «richtige» Krieg losgeht. Eigentlich ist das Fremde sowieso viel näher als man denkt. Sogar näher als der Nachbar.

Felix Karrer



Schrecklich? Poetisch? Bittersüss? Das Schlussbild in einem meiner Filme. Der «Sune-Egge» in Zürich ist eine Klinik der Sozialwerke Pfarrer Ernst Sieber für Drogenabhängige und AIDS-Kranke. Jürg lebte dort während seiner letzten Wochen. Er hat mir etwas gezeigt von seiner schwierigen Welt, von seinen Dämonen und Gespenstern. Und von seinem Weg zum absolut Fremden, zum Tod.

Felix Karrer



Arnold Zürcher

Eisenplastiker

1904 - 1994

Zu den Künstlern, die sich im vorliegenden Heft über ihr Verhältnis zu Maur äussern sollten, gehörte auch der Plastiker Arnold Zürcher. Zwar hatte er seinen Beitrag erst nach einigem Zögern zugesagt; um so intensiver befasste er sich danach mit seinem Thema. Bereits hatte er sich (wie er mir im März dieses Jahres berichtete) grundsätzliche Gedanken über die hiesige Kulturpolitik zurechtgelegt; zu deren Aufzeichnung jedoch sollte es nicht mehr kommen: Kurze Zeit nach unserem Gespräch erlag Arnold Zürcher seinen Altersbeschwerden.

In seiner Wohngemeinde lebt er weiter mit seiner Brunnenplastik inmitten der Schulanlage Looren. Ulrich Knobel, der anlässlich der Übergabe des Werks an die Öffentlichkeit die Festansprache hielt, würdigt das Schaffen Arnold Zürchers, soweit es sich auf unsere Gemeinde bezieht.

H.U.V.

Unspektakulär wie das Fliessen des Wassers eines Brunnens lebte Arnold Zürcher von 1959 bis zu seinem Tod in unserer Gemeinde. Er war seinem eigenen Weg verpflichtet, beharrlich und zugleich empfänglich, bescheiden und nicht käuflich, ein völlig unbefangener Geist, stets offen für alles Wesentliche und Schöne. Die grossen Erscheinungen der Kultur, von ihren Anfängen bis zur jüngsten Zeit, waren ihm geistig selbstverständlicher Besitz: die starren ägyptischen Götter wie die Plastik der gotischen Kirche, die Meister der Renaissance wie die Schöpfer des Barock. Auf all das einzugehen, es sich innig einzuprägen, mit Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe davon zu sprechen, das war ihm ein tiefes Bedürfnis. Bei aller Verehrung der künstlerischen Tradition blieb er jedoch ein Mensch unse-

rer Zeit, der in seiner eigenen Kunst neue Wege suchte. Seine Plastiken wirken überaus dynamisch, ohne das statische Element zu verleugnen.

Arnold Zürcher war mit einer starken rhythmischen Vorstellungskraft begabt. Er rang um die Bewältigung plastischer Probleme im Raum. Er entliess ein Werk aus seinem Atelier erst dann, wenn er überzeugt war, dass es seinen Ausdruckswillen schlicht und ehrlich wiedergab. Er verband den schöpferischen Spieltrieb mit dem Ernst ethischer Aussage.

Seit 1968 steht auf dem Areal der Schulanlage Looren Arnold Zürchers Brunnenplastik, sein einziges Werk auf öffentlichem Grund der Gemeinde Maur. Viele kommen daran vorbei: wer zur Schule geht, wer politische oder kulturelle Anlässe besucht. Wer aber hat sich beim Betrachten des Brunnens schon Gedanken gemacht? Leichter ist es, die Aussage eines *gegenständlichen* Kunstwerks zu erkennen; der Gehalt eines *abstrakten* Kunstwerks drängt sich nicht auf.

Die Idee zu seiner Maurmer Brunnenplastik kam Arnold Zürcher in Breno, seinem Werkplatz im Tessin: «Eine faszinierende... Komponente erschloss sich mir... mit dem Einbezug des Wassers bei Brunnenplastiken. Stufenweise über Klippen fallendes Wasser, das sich in schalenförmige Becken ergiesst und dann weiterfliesst, erzeugt naturnahe Klänge. In steter rinnender Bewegung bezaubert es durch das Glitzern seiner sich verändernden Wellenflächen.» Umgesetzt hat Arnold Zürcher diese Beobachtungen bei der Schaffung des Looren-Brunnens: Unschwer wird der aufmerksame Betrachter zunächst vier Quellen erkennen. Könnten diese nicht unsere schweizerische geographische Lage symbolisieren? Das ergäbe einen Hinweis auf unsere vier Hauptstromgebiete mit den je entsprechenden Landessprachen und Landeskulturen: Rhein, Rhone, Tessin und Inn. Dazu kommt – in Eisen geschmiedet – eine grosse Vielfalt der Formen und Rippen, die sich aus dem Becken leicht drehend in die Höhe heben, dazu kommt das ebenso vielfältige Spiel des Wassers. Sehen wir darin nicht die charakteristischen

Wesenszüge unseres Landes, das – wie das Kunstwerk – eine Einheit in der Vielfalt darstellt? Oder: Tritt uns in der Vielgestaltigkeit des Looren-Brunnens nicht auch die Vielgestaltigkeit unserer Gemeinde entgegen: die verschiedenen Ortsteile mit ihrem je eigenen Gesicht, ihrem ausgeprägten Eigenleben?

Im «Fähnlein der sieben Aufrechten» lässt Gottfried Keller seinen Karl Hediger sagen: «Wie kurzweilig ist es, dass es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern dass es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! . . . Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen!» An diese Mannigfaltigkeit in der Einheit sollten wir gerade in der heutigen Zeit denken – Arnold Zürchers Looren-Brunnen als stiller Mahner!

Vielleicht werden viele, die bis heute fast täglich an unserer Brunnenplastik vorbeigegangen sind, erstaunt sein, nach so langer Zeit ganz Neues darin zu entdecken. Sie werden erkennen, dass dieses Werk nicht mit einem blossen Augenschein zu erledigen ist, was bei gegenständlicher Kunst recht oft geschieht. Vor Arnold Zürchers Brunnen fühlt sich der Betrachter aufgerufen, sich geistig zu engagieren. Je nach Bereitschaft wird er sich mit einem unbestimmten Gefühl des Wohlgefallens zufrieden geben, oder er wird, mit der rein optischen Feststellung ästhetischer Feinheiten, nach dem Sinn der Plastik fragen.

Ulrich Knobel

Biographischer Überblick

Geboren wurde Arnold Zürcher 1904 in Osu bei Accra (Ghana) als Sohn eines Missionars. Zwar lebte er von seinem vierten Altersjahr an in Europa, doch hat ihn eine tiefe Liebe zu Afrika bis zu seinem Tod begleitet. Seine Schulzeit verbrachte er in Basel im Internat der Basler Mission; von 1919 bis 1923 absolvierte er das Lehrerseminar Muristalden bei Bern; im Anschluss daran wirkte er als Primarlehrer im Niedersimmental.

Schon früh erwachte in Arnold Zürcher das Interesse für die bildende Kunst: 1926–28 besuchte er den Zeichenlehrerkurs an der Gewerbeschule Bern, 1928–1931 Mal- und Bildhauerkurse in Berlin. Im Anschluss daran reiste er für einen längeren Arbeitsaufenthalt nach Paris. In dieser Zeit empfing er für seinen künstlerischen Werdegang wesentliche Anregungen. («Die Städte Berlin und Paris, jede mit ihrer spezifischen Ausstrahlung, ergänzten sich wie zwei Pole. Stellte sich in Berlin... eine Wandlung meiner Anschauungen und Grundsätze ein, so spürte ich in Paris eine Bekräftigung meiner Neigung zu sachlich knappen Formen, zum Willen, das anspruchslos Dingliche nüchtern und essentiell zu gestalten»). Paris wurde für ihn auch privat zu einem Wendepunkt: Hier lernte er die Kostümbildnerin Ruth Schlüter kennen, die – seit 1935 mit ihm verheiratet – bis zu seinem Hinschied an seiner Seite blieb.

Von 1933 an arbeitete Arnold Zürcher als Zeichenlehrer am Gymnasium in Winterthur, mit einem kleinen Teilpensum nur, weil er sich vorwiegend seiner künstlerischen Tätigkeit widmen wollte. Unter anderem schuf er zu Beginn dieser Periode seine ersten Skulpturen in Holz. Entscheidend für seine weitere Entwicklung wurde für ihn die Auseinandersetzung mit der Kulturphilosophie Jean Gebsters, die er um 1950 kennen lernte. («Jean Gebsters... Erklärungen zur geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Bewusstseins und dessen Mutationen und ... seine Hinweise auf das Integrale, dem das menschliche Bewusstsein zustrebt, ... erweiterten meinen Horizont und meine Einfühlung in den Raum».)

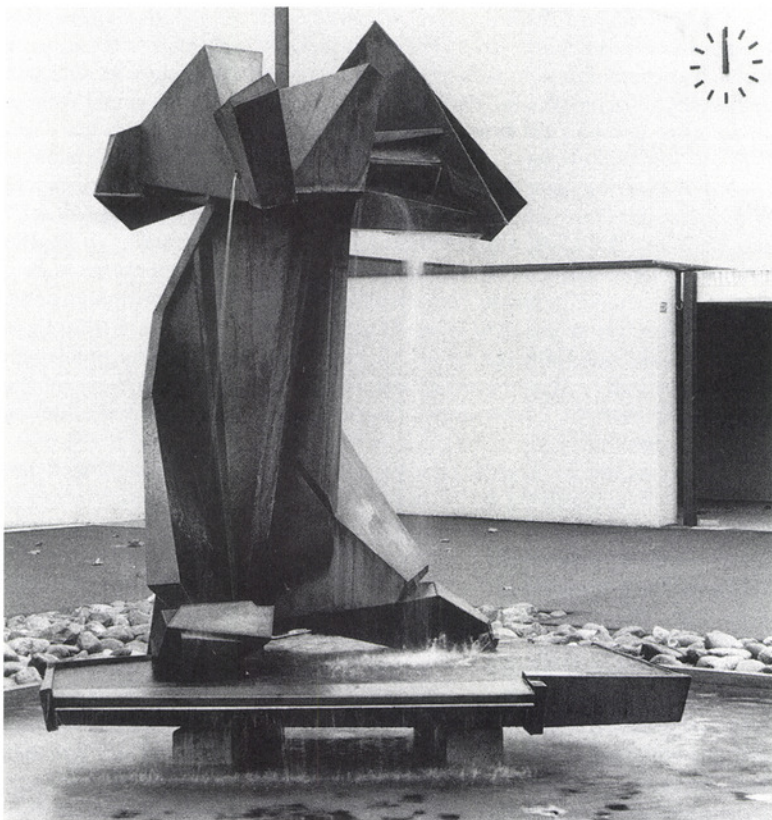
1955 erwachte in Arnold Zürcher das Interesse für Gestaltungen mit Metall: Er besuchte Kurse für Metallbearbeitung und Schweisskurse an der Kunstgewerbeschule in Zürich und schuf 1956 seine ersten Plastiken in Eisen. Sein Schaffen fand nun wachsende Anerkennung: 1957 beteiligte er sich an der 4. Biennale in Antwerpen, 1958 nahm er an der 2. Schweizer Plastikausstellung in Biel teil, 1961 war er mit seinen Werken im Garten des Hermann Haller-Ateliers in Zürich zu Gast.

In der Gemeinde Maur lebte Arnold Zürcher seit 1959, im eigens für ihn gebauten Atelier-Wohnhaus auf der Forch. Als öffentlichen Auftrag schuf er 1968 den Brunnen in der Schulanlage Looren. Eine zweite Stätte des Wirkens und des Wohnens richtete er sich 1972 in Breno (Malcantone) ein. Indessen hielt ihn seine Arbeit nicht dauernd in seiner engeren Heimat fest: Nach ausgedehnten Reisen in Mittelamerika kehrte er 1979 zum ersten Mal in die Welt seiner Kindheit, nach Ghana zurück. («Ende 1979 konnte ich einen lang gehegten Wunsch verwirklichen, den ich bis 1957... konsequent zurückgedrängt

hatte. Meine tiefe Abneigung gegen die europäische Anmassung der Kolonisierung Afrikas hatte mir geboten, die Goldküste nicht zu besuchen, so lange sie unter englischer Herrschaft stand.»)

Nach einer weiteren Ghana-Reise (1982) lebte Arnold Zürcher – immer noch unermüdlich in seinem Schaffen – bis zu seinem Hinschied im Jahre 1994 vor allem auf der Forch. Seine Urne wurde in Breno, seiner zweiten Heimstätte, beigesetzt.

Zitate aus John Matheson (Hrsg.): Arnold Zürcher. Edition NOMAD 1993.



Arnold Zürchers Looren-Brunnen

Zu den Saisonprogrammen der Kulturkommission

Rückblick auf eine kulturelle Tradition

In zahlreichen Gemeinden des Kantons Zürich kommt die Bevölkerung in den Genuss vielfältiger Kulturprogramme. Deren Realisierung liegt gewöhnlich in der Hand privater und halbprivater Zirkel und Gesellschaften. Anders in Maur: Hier war es bis vor kurzem die gemeindeeigene Kulturkommission, die jährlich einen Zyklus von Konzerten, Theatervorstellungen und Cabaretabenden organisierte. Ganz gegen die Regel traten also die Behörden selbst als Veranstalter auf.

Ihre ersten Initiativen gehen bis ins Jahr 1965 zurück: Mit der Eröffnung der Schulanlage Looren stand der Gemeinde ein Saal zur Verfügung, der nicht nur für schulische und politische Aktivitäten, sondern auch für musikalische und szenische Darbietungen geeignet war. Seine zentrale Lage ermöglichte die Durchführung von Anlässen, zu denen sich Bewohner der weit auseinanderliegenden Dorfteile – wenigstens für einen Abend – zusammenfinden konnten. Da im Blick auf die Organisation solcher Unternehmen ein Vakuum bestand, sprang die Kulturkommission in die Lücke. Mit ihren Veranstaltungen für die Öffentlichkeit verfolgte sie also von Anfang an einen lokalpolitischen Zweck. Ein weiteres Motiv für ihre veranstalterische Tätigkeit ergab sich aus dem Ausbau der Verkehrsverbindungen mit Zürich: Als Vorortsgemeinde geriet Maur mehr und mehr in den Sog des reichen Kunstlebens der Stadt. Nicht alle interessierten Kreise konnten und wollten sich aber den Besuch der Zürcher Kulturinstitute leisten. Ein entsprechendes Angebot im eigenen Bereich hatte deshalb gerade für dieses Publikum sozial und psychologisch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Es ermöglichte «im Dorf» den unmittelbaren Kontakt mit einer Sparte der Kultur, die vielen sonst vor allem über die Medien vermittelt worden wäre.

An und für sich ist es problematisch, wenn staatliche Instanzen steuernd in das kulturelle Leben eines Gemeinwesens eingreifen. Sie dürfen und sollen es nur so weit tun, als sie Bedürfnisse abdecken, die von privater Seite nicht befriedigt werden oder nicht befriedigt werden können. Im grossen und ganzen hat sich die Kulturkommission an diese Regel gehalten: Eine Konkurrenzierung der im Dorf lebendigen volkstümlichen Musik- und Theaterszene lag ausserhalb ihrer Ziele; auf Anlässe mit Chor- und Kirchenmusik, die beim Singkreis und seinen Instrumentalisten bestens aufgehoben sind, wurde verzichtet; Doppelspurigkeiten, die das Auftauchen neuer Organisationen auszulösen drohte, begegnete sie mit einer Modifizierung der Programme; markante Unternehmen von privater Seite wurden unterstützt.

In den fast dreissig Jahren ihres Bestehens hat sich die Veranstaltertätigkeit der Behörde kontinuierlich ausgeweitet. Ihre Anfänge zwischen 1965 und 1970 nehmen sich – von heute aus gesehen – noch relativ bescheiden aus: In grösseren Abständen organisierten einzelne Ressortinhaber vor allem Konzerte, schon damals mit einem ausgesprochenen Sinn für Qualität (Zürcher Kammerorchester, Quartett der Tonhalle-gesellschaft). Bis 1974 kamen vermehrt Theateraufführungen zum Zuge, allerdings – von einer Dürrenmatt-Produktion abgesehen – mit bescheidenem Erfolg. Nach 1970 war ein entscheidender Fortschritt zu verzeichnen: Hatte man in der Kommission zuvor über die einzelnen Programmpunkte von Fall zu Fall entschieden, so bemühte man sich von nun an um bessere Koordination. Neu erfolgte die Programmierung auf Grund einer Umfrage bei der Bevölkerung, die ein deutliches Plus für die Bereiche «klassische Musik» und «Cabaret» ergeben hatte. Äusseres Zeichen für diesen Kurswechsel war die Verlegung der Konzerte aus dem Loorensaal in die akustisch günstigere Kirche.

Noch immer fehlte es aber an einem kohärenten Gesamtkonzept. Erst 1982 konnte über die einzelne Saison hinaus eine

mittelfristige Planung in Angriff genommen werden. Unter anderem sollte inskünftig in jedem Jahr – gleichsam als Anreiz zur Erschliessung neuer Erfahrungsmöglichkeiten – ein Thema ausserhalb der üblichen Angebote auf dem Programm erscheinen. Die Verwirklichung dieses lobenswerten Unternehmens verkam allerdings zum Misserfolg: Weder von einer tänzerischen «Contact Improvisation», noch vom futuristischen Variété eines Rock-Art-Theaters wollte das Maurmer Publikum etwas wissen.

Umso erfreulicher war das Interesse an den übrigen Veranstaltungen. Es ermutigte zu einer dauernden Institutionalisierung des Theater- und Konzertbetriebs, eine Massnahme, die dem Unternehmen einen gleichsam offiziellen Charakter verschaffte. Für die Vorbereitung der Programme, für deren Durchführung und für die Aufstellung des Budgets zuhanden der Gesamtkommission und des Gemeinderates zeichnete fortan ein vierköpfiger Ausschuss. Über seine Antragsrechte hinaus lagen das Engagement der Künstler und die Öffentlichkeitsarbeit in seiner Kompetenz. Zur Saison 1984/85 publizierte er erstmals einen Faltprospekt mit einer knapp kommentierten Übersicht über die vorgesehenen Anlässe, und von 1988 an liess er regelmässig die Broschüre «Saisonprogramm» mit ausführlichen Informationen zu den einzelnen Produktionen und zu den ausübenden Künstlern erscheinen. Im selben Jahr wurden – zunächst versuchsweise – Abonnements zu günstigen Bedingungen angeboten; das neu geschaffene Plakat der Kulturkommission von Daniel Müri machte (mit wechselndem Text) auf die jeweils aktuellen Kulturereignisse aufmerksam; zu allen Aufführungen und Konzerten vertrug der Gemeindeweibel zusätzliches Informationsmaterial.

Bei der Gestaltung der Programme ging es in erster Linie darum, unter Wahrung eines vertretbaren Niveaus eine für das Maurmer Publikum attraktive Mischung zu finden. Als praktikabel erwies sich eine Folge von acht, später sechs Kulturabenden, von denen die eine Hälfte der Musik, die andere dem Wort

und den szenischen Künsten gewidmet war. Von Jahr zu Jahr wurde das Konzept überprüft, Erfolg und Misserfolg gegeneinander abgewogen. Es zeigte sich bald, dass es auf dem Gebiet des Theaters schwer hielt, allen Ansprüchen zu genügen. Zwar bot die Wahl der Stücke kaum Probleme: Es waren in Maur im Lauf der Zeit Werke wie die «Dreigroschenoper» von Brecht, «Der achte Tag» von Silja Walter, «Die Glasmagenarie» von Williams, «Geschlossene Gesellschaft» von Sartre, «Ein Sommernachtstraum» von Shakespeare zu sehen. Die engagierten Truppen jedoch hatten unterschiedliche Qualität. Bleibende Eindrücke hinterliessen die Darbietungen der «Compagnia Dimitri» aus Verscio, der Zürcher Vaudeville-Bühne und des Theaters «Il Soggetto» mit Ekkehard Kohlund und Margrit Winter. Leichter war es, den Erwartungen des Konzertpublikums zu entsprechen, sofern auf dessen eher konservativen Geschmack Rücksicht genommen wurde. Barocke, klassische, romantische, zuweilen auch gemässigt moderne Kompositionen prägten die Programme. Ensembles wie das Zürcher Kammerorchester, die Camerata Zürich, das Musikkollegium Glarus, die Bläsergruppe Banda Classica bescherten den Zuhörern im Verein mit hervorragenden Solisten wie Peter Lukas Graf, Ursula Holliger, Michael Studer (um nur wenige zu nennen) musikalische Erlebnisse exquisiter Art. Im übrigen suchte der organisierende Ausschuss von Saison zu Saison besondere Akzente zu setzen, um ein Abgleiten in routinemässige Repetition zu verhindern. Dazu gehörte auch der Beizug einheimischer Künstler, an denen in unserer Gemeinde kein Mangel besteht. Zu nennen sind – wenn wir uns auf die jüngere Vergangenheit beschränken – die Geiger Nicolas Chumachenko, Stefan Tönz, Oscar und Thomas Garcia, der Sänger Paul Steiner, der Pianist Christian Spring, die Schauspielerin Kathrin Brenk und ihr Kollege Stefan Witschi, nicht zu vergessen das Ensemble Filigran unter Leitung von Irmgard Keldany. Einige dieser Künstler haben ihren Wohnort inzwischen aus Karrieregründen allerdings gewechselt.

Kontraste ins Programm brachten zahlreiche Vertreter der sogenannten «Kleinkunst». Clownerien, Cabaret- und Liederbende erfreuten sich grosser Beliebtheit. Bei der Auswahl der Produktionen kam es darauf an, dem Publikum Virtuosen ihres Fachs zu präsentieren, von denen man in der Öffentlichkeit sprach. Dass ein Cabarettist unmittelbar vor seinem Auftritt in Maur wochenlang im Zürcher Hechtplatz-Theater zu sehen war, steigerte seinen Bekanntheitsgrad in der Gemeinde, weckte die Neugier und sicherte der Kulturkommission eine ausgebuchte Vorstellung. So konnte man in der Looren über die Jahre einer eigentlichen Kleinkunstparade begegnen: Gardi Hutter, die Geschwister Birkenmeyer, der Musikclown Olli, Kaspar Fischer, Lorenz Keiser waren hier zu Gast und sorgten – bald scharfzüngig, bald komisch – für anregende, zuweilen kritisch geätzte Unterhaltung.

Ein wesentliches Element der Planung bestand in der Wahl der Spielstätten. Es sollten Anlässe nicht nur im Loorensaal und in der Kirche, sondern auch in den verschiedenen Dorfteilen «am Berg» und andern ungewohnten Örtlichkeiten stattfinden können. Mit aus diesem Grund verlegte man einen Rezitationsabend mit Gert Westphal in den Singsaal des Schulhauses Aesch und eine Chansons-Soirée mit Kathrin Brenk und Daniel Fueter ins Musikzimmer der Schulanlage Ebmatingen; im Burghof wurden die stimmungsvollen Sommernacht-Serenaden zur Tradition. Ein gewagtes Experiment war der Versuch, das Jugendhaus für einen Theaterabend herzurichten. In mühsamer Kleinarbeit bauten Mitglieder des Ausschusses zusammen mit Jugendhausleitern den topfebenen Zuschauerraum in eine estradenartig ansteigende Tribüne um, im Halbrund um die in einer Ecke plazierten Kulissen gruppiert, und schufen so – wenn auch nur für einen Abend – ein improvisiertes Theaterinterieur von unerwartetem atmosphärischem Reiz. Tatsächlich gedieh die Aufführung des Lustspiels «Bildung für Rita» von Russell durch das Ensemble «Plancherel und Schneider» zu einem überzeugenden Erfolg.

Von 1990 an stand der Kulturkommission zusätzlich zu Kirche und Loorensaal das eben eröffnete Mühletheater in Maur zur Verfügung, eine Kleinbühne mit Platz für nur 50 Zuschauer, vorzüglich geeignet für szenische und musikalische Experimente. Genutzt wurde die neue Spielstätte für Veranstaltungen ausserhalb des Abonnements, zu denen man ein «kleines» Publikum erwartete. Schon die ersten Anlässe zeigten, dass ein Interesse für Auseinandersetzungen mit ästhetischen und geschichtlichen Problemen unserer Zeit in begrenztem Ausmass vorhanden war. Zu Beginn zeitigte ein Zyklus mit kommentierten Konzerten über moderne Musik allerdings unterschiedliche Reaktionen: Wie der Komponist Werner Bärtschi mit seinem Flügel und mit der Musik Mozarts umging, stiess auf rege und amüsierte Anteilnahme; anderes fiel ins Leere, was bei einem Publikum, das der Avantgarde nicht unbedingt verpflichtet ist, in Kauf genommen werden musste. Vor gut besetztem Theater dagegen fanden Lesungen von Stefan Witschi und Wolfgang Stendar mit dem Thema «Literatur des 20. Jahrhunderts» statt, nicht zu vergessen die Rezitationen von Peter Arens aus einer berndeutschen Fassung des Homer, die zu einer eigentlichen Rehabilitation der Mundart gediehen. Bewegende Wirkung ging schliesslich von einem Abend mit jiddischen Liedern aus, der auf das schwere Schicksal des ostjüdischen Volks aufmerksam machte.

Zum Schluss stellt sich die Frage, wie die Maurmer Saisonprogramme von der Öffentlichkeit aufgenommen wurden. Zunächst ist festzuhalten, dass sie von vornherein nur eine Minderheit der Einwohnerschaft erreichen konnten. Dies trifft generell aber auf die meisten anspruchsvolleren Kultursparten zu. Auch hätte der Maurmer Gemeinderat (der für die Budgetierung der Kulturkosten zuständig ist) die Konzert- und Theaterzyklen der Kulturkommission kaum über Jahrzehnte hin finanziert, wenn sie nicht dem Bedürfnis mindestens eines wesentlichen Teils der Bevölkerung entsprochen hätten. Tatsächlich wiesen alle Veranstaltungen – nach einer Zeit der Sta-

gnation um 1985 – gerade in den letzten Jahren steigende Besucherzahlen auf. Dies zeigt unter anderem die sprunghafte Zunahme der Abonnenten: Für die Saison 1989/90 hatten 65 Personen eine Dauerkarte bezogen; für den Zyklus 1993/94 waren es (die behördlichen Freiplätze nicht eingerechnet) bereits deren 117. Dies bedeutet, dass vor jedem Anlass rund die Hälfte der verfügbaren Plätze für den freien Verkauf nicht zur Verfügung stand. Dementsprechend blieb vielen Interessenten der Zutritt zu einzelnen Veranstaltungen ärgerlicherweise verwehrt.

Trotz dieses zugleich unerfreulichen und erfreulichen Befunds verursachten die Maurmer Kulturprogramme der Gemeinde beträchtliche Kosten. Das lag nicht an einer besonderen Ausgabefreudigkeit des verantwortlichen Ausschusses (der seine Arbeit ohnehin unentgeltlich besorgte), sondern am vorgegebenen Konzept: Von Anfang an war das Konzert- und Theaterangebot der Gemeinde als soziale und damit politische Leistung zuhanden der Öffentlichkeit gedacht. Die Eintrittspreise zu den einzelnen Anlässen lagen deshalb aussergewöhnlich tief: 1976 reichten sie je nach Kategorie von Fr. 6.– bis Fr. 12.–; 1987 stiegen sie auf Fr. 12.– bis Fr. 15.–; 1992 wurden sie von Fr. 15.– auf Fr. 20.– angehoben. Ausserdem genossen die Abonnenten Vergünstigungen. Hätte man den gemeindeeigenen Kulturbetrieb kostendeckend gestalten wollen, wäre eine Erhöhung der Kartenpreise um ein Mehrfaches nötig gewesen. Eine solche Massnahme wurde jedoch – da im Widerspruch zum Sinn des ganzen Unternehmens stehend – nicht erwogen.

Mit dem Behördewechsel im Frühjahr 1994 ist das für die Planung und Durchführung der Saisonprogramme verantwortliche Gremium der Kulturkommission zurückgetreten, in der Meinung, dass jüngere Kräfte das kulturelle Leben in der Gemeinde mit neuen Ideen bereichern könnten. Dass sie daneben auch ein Erbe zu verwalten haben, sei an dieser Stelle immerhin angemerkt.

Hans Ulrich Voser

Porträt 1995

Liselotte Stierli

Eine Maurmerin, die sich unter vier Namen einen Namen gemacht hat.



Während an Dutzendmensen nie und nirgends Mangel herrscht, sind ungewöhnliche Persönlichkeiten seit jeher rar. Umso eher mag es Sammler der «Maurmer Neujahrsblätter» freuen, in dieser Ausgabe abermals eine aus unserer Gemeinde präsentiert zu finden, deren Porträt zudem durchaus in den gegebenen thematischen Rahmen passt, ihn indes erweitert, nämlich über den Kreis der Berufskünstler hinaus zu jenem der Kulturschaffenden überhaupt, einschliesslich eben auch der Hobby-Künstler aller Sparten, die aus kreativem Tun in erster Linie Gewinn an Lebenswert «verbuchen», wobei oft weit zurückreichende Neigungen und Wunschträume verwirklicht werden mögen.

Ungewöhnliche Persönlichkeiten sind vielfach Individualisten, für ihre Umgebung nicht unbedingt «pflegeleicht», manchen lästig oder gar suspekt, besonders Obrigkeits- und Parolenhörigen; denn sie denken gern selbst, machen sich ihre eigene Meinung und äussern sie auch, richten sich weder nach dem Wind noch nach Schlagzeilen, nicht nach Trends, sondern nach eigenem Geschmack, nach bestem Wissen und Gewissen.

Nun, sie mögen vielleicht unbequem sein, bemühend, manchmal ärgerlich. Jedenfalls aber wird einem mit so jemand nie langweilig, was sich – wenn Sie's überlegen – nicht von manchem Dutzendmensen versichern lässt. wdh

Liselotte Stierli am Hubrain in Maur ist wirklich jemand, nämlich jemand, an dem man nicht einfach achtlos vorbeigeht, und als über Achtzigjährige ein (für mich jedenfalls) tröstlicher Beweis, dass Alter auch vor kreativer Tatkraft und wachem In-

tellekt nicht schützt. Allerdings hatte sie diese Energie, diesen Schwung wohl von Geburt an, denn ihr ganzes Leben, so wie sie es in grossen Zügen schildernd skizziert, ist davon geprägt, mit dem Ergebnis, dass diese Frau sich wahrhaft unter vier Namen einen Namen machte.

In Köln kurz vor dem Ersten Weltkrieg als Juristentochter Liselotte Marx geboren, erlebte sie eine angeregte Kindheit, klug erzogen von für die damalige Zeit fortschrittlichen, weltoffenen Eltern. Noch während ihrer Jungmädchenjahre an der Kölner Königin-Luise-Schule kam sie bereits mehrmals ins Ausland.

Nach der Matura mochte sie sich noch nicht endgültig für eine bestimmte Berufsrichtung entscheiden, doch erwarb sie schon mal ein Diplom als Technische Assistentin für Orthopädie. Dann arbeitete sie eine Zeitlang in einem Buchverlag, heiratete 1937 und übersiedelte als Liselotte Stierli in die Schweiz, nach Zürich. Hier machte sie sich ans Schreiben, verfasste zunächst Kurzgeschichten und Reportagen für Zeitungen und Zeitschriften. An Themen und Ideen mangelte es ihr nie; das Leben um sie herum und der Alltag lieferten sie ihr laufend.

Barbara Feer nannte sie sich als Autorin der zwei Unterhaltungsromane «Gebildete Dame sucht . . .» und «Verwirrung um Ruth», die 1943 und 1945 in der Neuen Schweizer Bibliothek (NSB) erschienen. Und 1947 tippte sie den Schluss eines dritten Werks «So sind sie». Inzwischen war Liselotte Stierli aber mit Erfolg Verlagsvertreterin geworden und hatte die Auslieferung bekannter deutscher Kinderbuchverlage für die Schweiz übernommen. Das geschah nun von Maur aus, wohin sie 1966 mit samt ihrem Bücherlager umgezogen war. Als Siebzigjährige gab sie diese Tätigkeit schliesslich auf.

Nicht lange danach entdeckte sie bei einem Bauernmalereikurs Farbe und Pinsel als faszinierende Ausdrucksmittel. Auf dem Weg zur Ikonenmalerei erlernte sie die Hinterglas-Maltechnik. Unbekümmert um Gestaltungsregeln, Stile, Perspektive, Projektion und eigenes Fehlsehen, also wortwörtlich naiv,

begann sie als Liselotte List zu malen. Und ihre naive Kunst kam an, fand Käufer, wurde ausgestellt von Maur bis gar nach Paris! Ihre Bildideen, oft aktualitätsbezogen, mit Phantasie, Keckheit, Humor, auch pikanter Boshaftigkeit umgesetzt, vermögen dabei noch auf die steifsten, solennsten Gesichter zumindest ein Schmunzeln zu zaubern, wenn nicht helles Auf-lachen auszulösen.

Dann, nach rund zwei Jahrzehnten naiver Malerei, brachte die alte Lust am Spiel mit Sprache und Worten Liselotte Stierli zum Mitmachen an einem Schreibkurs für Senioren. Zwar fühlte sie sich mit ihrer unverklemmten Art unter den gesetzte-ren Altersgenossen manchmal fast als bunter Vogel. Immerhin aber entstand dabei ihr erstes Theaterstück, dessen Aufführung eine von ihr zusammengesuchte Laiengruppe übernahm. Und der «Witwentröster» lief im vergangenen Frühjahr gleich drei-mal über die Bühne von Maurs Seniorenausstellung, zu der der Anstoss auch wieder von Liselotte Stierli kam. Wer übrigens die «Maurmer Post» verfolgt, kennt ja ihre Leserbriefe, in denen sie ab und zu unverblümt z. B. gegen zu viel Obrigkeitsgehebe im Gemeindehaus protestiert oder sich für jemanden wehrt, dem ihrer Meinung nach Unrecht geschieht.

Abgesehen davon hat die muntere Seniorin am Schreiben für die Bühne Geschmack gefunden und auch schon ein aber-mals aus dem Maurmer – bzw. Hinterwaldbacher – Dorfalltag aufgegriffenes Thema für ein weiteres Stück (zu dessen Pre-miere im Frühjahr 1995 übrigens der Loorensaal von der Senio-ren-Kommission bereits reserviert ist). Und Liselotte Stierli, ermutigt von der Beauftragten für den Fachbereich Senioren-theater bei «Pro Senectute», macht weiter mit der «Senioren-bühne Maur».

So viel Schwung und Initiativegeist kann natürlich früher oder später anecken. Da wäre dann die Einsicht wünschbar, dass in solchen Belangen nicht wichtig ist, wer etwas tut, sondern, dass es geschieht.

An sich haben Sie wohl nun genug über Liselotte Stierli, geb. Marx, alias Barbara Feer, alias Liselotte List erfahren. Doch als Postscriptum will ich doch noch das von ihr für einen kleinen Maurmer Bekanntenkreis gezeichnete, kolorierte und betextete Bilderbuch «Der Gärtner Franz Zettel» erwähnen. Franz Zettel, der 1992 starb, mag im oberen Gemeindeteil wenig bekannt gewesen sein; Maurmern vom Dorf wird er aber als eine Art Wurzelmännchen mit grünem Daumen noch lange in blumiger Erinnerung bleiben.

Werner DeHaas



Aus Liselotte Stierlis "Gärtner Franz Zettel"

Maurmer Chronik 1994

Gemeindeversammlungen der politischen Gemeinde und der Schulgemeinde; Urnenabstimmungen und Urnenwahlen

Politische Gemeinde und Schulgemeinde

Gemeindeversammlungen (chronologisch)

am 14. Februar:

Gemeindeversammlung (anwesend 165 Stimmberechtigte)

Politische Gemeinde

Die Revision der Bau- und Zonenordnung (BZO) wird gutgeheissen.

am 21. März:

Gemeindeversammlung (anwesend 331 Stimmberechtigte)

Politische Gemeinde

Folgende Geschäfte wurden genehmigt:

- Bauabrechnungen
 - Abwassersanierung Letzi/Badanstalt Egg:
Kredit: Fr. 510'000.-; Abrechnung: Fr. 408'203.85
(Fr. 269'760.70 zu Lasten der Gemeinde Egg).
 - Fussgängerunterführung, Ebmatingen:
Kredit: Fr. 413'000.-; Abrechnung: Fr. 618'605.30.
 - Wasserleitung Aeschstrasse:
Kredit: Fr. 365'000.-; Abrechnung: Fr. 425'428.20.
 - Erweiterung Werkhof Ebmatingen:
Kredit: Fr. 2'853'795.-; Abrechnung: Fr. 3'213'006.55.
 - Zentrale Altstoffsammlung beim Werkhof:
Kredit: Fr. 332'600.-; Abrechnung: Fr. 282'495.90.
 - Ersatzbau Zürichstrasse 1, Maur:
Kredit: Fr. 1'000'000.-; Abrechnung: Fr. 1'067'752.85.
- Sanierung Uessiker Dorfbach: Baukredit Fr. 141'000.-.
- Umbau Gemeindehaus: Baukredit Fr. 1'023'000.-.
- Baurechtsvereinbarung mit Yvan und Christine Pestalozzi.
- Privater Gestaltungsplan «Tiergärtli» Maur.

Abgelehnt wurde der Projektierungskredit Jugend- und Seniorenwohnraum, Ebmatingen.

am 20. Juni:

Gemeindeversammlung (anwesend 185 Stimmberechtigte)

Politische Gemeinde

Folgende Geschäfte wurden genehmigt:

- Bauabrechnung Ersatzbau Zürichstrasse 218, Binz:
Kredit: Fr. 497'100.-; Abrechnung: Fr. 563'231.65.
- Erneuerungswahlen Amtsdauer 1994/98, Wahlbüro, Werkkommission, Planungskommission und Delegierter ZPG.
- Revision Verbandsstatuten Zweckverband Soziale Dienste für Erwachsene im Bezirk Uster.
- Sanierung Wasserversorgung Uessikon:
Baukredit: Fr. 514'000.- (1. Etappe).
- Wohnüberbauung Zelglistrasse, Binz:
Projektierungskredit: Fr. 270'000.-.
- Jahresrechnung 1993 (Ertragsüberschuss der laufenden Rechnung: Fr. 737'336.29).

Schulgemeinde

- Abnahme der Schulgutsrechnung (Ertragsüberschuss der laufenden Rechnung: Fr. 168'096.-).

Urnenwahlen:

(in Klammern die jeweilige Stimmenzahl)

am 20. Februar:

Erneuerungswahlen in den Gemeinderat der Amtsdauer 1994/98:

Zahl der Stimmberechtigten 5'099

Büchi Ueli (1'716) als Präsident (1'306)

Bertschinger Karl (1'327), Diem Albert (1'493)

Gantner Alex (1'227), Giboulot Müller Marianna (1'679)

Kammermann Beat (1'211), Niederhäuser Peter (1'584)

Erneuerungswahlen Gemeindeammann und Betriebsbeamter der Amtsdauer 1994/98: Zahl der Stimmberechtigten 5'099

Brüngger Reinhard (1'499)

Erneuerungswahlen Steuerkommission der Amtsdauer 1994/98:
Zahl der Stimmberechtigten 5'099
(2 ordentliche Mitglieder) 1. Wahlgang

Mathieu René (1'387), Sallenbach Walter (1'269)

Erneuerungswahlen Steuerkommission der Amtsdauer 1994/98:
Zahl der Stimmberechtigten 5'099
(2 Ersatzmitglieder) 1. Wahlgang

Masur Max (712), Nyffenegger Stephan (765)

Erneuerungswahlen Gesundheits- und Umweltschutzbehörde der Amtsdauer 1994/98: Zahl der Stimmberechtigten: 5'099
(4 Mitglieder) 1. Wahlgang

Grimm Lilo (1'497), Humm Roland (1'443)
Lang Ruedi (1'383), Trüb Beat (1'422)

am 10. April:

Erneuerungswahlen Schulpflege der Amtsdauer 1994/98:
Zahl der Stimmberechtigten 5'101
(9 Mitglieder und der Präsident) 1. Wahlgang

Schmid Silvia (992), als Präsidentin (776)
Hagnauer Bettigna (1'203), Hug Markus (842)
Körsgen Sybille(920), Kurth Rudolf (1'060)
Leuzinger Maja (984), Lingenhag Guido (1'022)
Reimann Doris (936), Trudel Herbert (945)

Erneuerungswahlen Fürsorgebehörde der Amtsdauer 1994/98:
Zahl der Stimmberechtigten 5'101

Diem Albert, Präsident (1'036)
Büchi Heidi (1'136), Frauenfelder Thomas (974),
Hermann Ursula (1'010)

*Erneuerungswahlen Rechnungsprüfungskommission der
Amtsdauer 1994/98: Zahl der Stimmberechtigten 5'101
(5 Mitglieder und der Präsident) 1. Wahlgang*

Schefer Hanspeter (1'181), als Präsident (960)
Blumenthal Walter (1'046), Döbeli Bruno (943),
Emch Jörg (1'139), Rüst Hanspeter (1'026),

*Erneuerungswahlen Reformierte Kirchenpflege der Amtsdauer
1994/98: Zahl der Stimmberechtigten 2'992
(7 Mitglieder und der Präsident) 1. Wahlgang*

Frauenfelder Walter (608), als Präsident (514)
Bräker Urs (819), Brender Marianne (802),
Brupbacher Jürg (662), Feuz Ruth (723),
Gröbly Peter (702), Hertach Renate (669),

*Pfarrer-Bestätigungswahlen der Amtsdauer 1994/2000:
Zahl der Stimmberechtigten 2'992*

von Allmen Jacques-Antoine (975), Attinger Ernst (722),
Gautschi Kurt (953)

am 12. Juni:

*Erneuerungswahlen Fürsorgebehörde der Amtsdauer
1994/98: Zahl der Stimmberechtigten 5'120
(1 Mitglied) 2. Wahlgang*

Schmucki Robert (827)

(Abgeschlossen am 7. Dezember 1994, vor der Gemeindeversammlung vom 12. Dezember, deren Ergebnisse in der nächsten Ausgabe festgehalten werden.)

Markante Ereignisse im Gemeindeleben

Daten in Klammern: ausführliche Angaben in der «Maurmer Post».

4. Dezember 1993 Wiedereröffnung des Restaurants Sonne, genannt «Chi-Ba-Bou»
9. Dezember 1993 Die ref. Kirchgemeindeversammlung genehmigt die Sanierung der Kirche Maur (6.1.94)
2. Januar Beim Neujahrsapéro in der Burg verabschiedet Gemeindepräsident Robert Rietiker den Kurator der Herrliberger-Sammlung, Werner Suter, und stellt gleichzeitig die Nachfolgerin, Veronica Kurth-Geier, vor (13.1.).
9. Februar Der Regierungsrat genehmigt die revidierte Gemeindeordnung. Die neue «Gemeindeverfassung» tritt damit in Kraft (24.3.).
14. Februar Die Studiengruppe «Dorfmitte Aesch» legt ihren Schlussbericht vor (17.2.).
17. Februar Die neue Reservoiranlage Wölferen funktioniert seit Dezember 1993 (17.2.).
21. März An der Gemeindeversammlung verabschieden sich Robert Rietiker als Gemeindepräsident und Werner Bachofen als Gemeinderat (Interviews 17.2. und 17.3.).
23. März Einweihung des neuen Restaurants Schifflande, Maur (1.4.).
25. März Erste Mitgliederversammlung des «Vereins Freunde der Herrliberger-Sammlung Maur» (29.4.).
8. April Eröffnung der Seniorenausstellung Looren (7.4.).
2. Juni Nach 35jähriger Tätigkeit tritt Gemeindingenieur Hans Fenner zurück. Nachfolger wird Hans Bünzli (2.6. + Interview 28.10.).
4. Juni Eröffnung des «Chinderhuus Muur» in Ebmatingen (9.6.).

16. Juni An der GV der Schiffahrtsgenossenschaft wird der Kredit von Fr. 1'640'000.– für den Ersatz der «Salomon Landolt» gutgeheissen (23.6.).
2. Juli Open-air-Sommerfest der Musikschule in der Looren (14.7.).
5. Juli Erster Spatenstich für den Postneubau in Ebmatigen (14.7.).
15. Juli Auflösung der Handarbeits- und Hauswirtschaftskommission auf Ende des Schuljahrs 1993/94 aufgrund der Einführung des koedukativen Schulunterrichts (23.6.).
1. August 1. August-Feier beim Schützenhaus mit Staatsanwalt Markus Hohl als Festredner (4.8.)
1. August-Brunch auf dem Berger-Hof, Wannwis (4.8.).
17. August Der Regierungsrat genehmigt die Revision der Nutzungsplanung. Somit tritt die revidierte Bau- und Zonenordnung in Kraft (22.9.).
24. August Eröffnung der Ausstellung «Gedruckte Schrift – gedrucktes Bild» in der Burg Maur (25.8.).
27. August Einweihung des Dörflicentrums Maur (25.8.).
- 3./4. September Chilbimärt Muur (8.9.).
- 9./10. Sept. 20 Jahre Ortsverein Aesch/Scheuren/Forch (15.9.).
24. September Hauptübung der Feuerwehr Maur (29.9.).
29. September Abschluss der Renovation der Kirche Maur (29.9.).
- 19./20. Nov. Erstes «Maurmer Buecherfäscht in der Mühle» (10.11.).

Die Autoren dieser Ausgabe:

Lucia Buchli und Theo Wegmann, Maur
Werner DeHaas, Maur
Erhard Fappani, Maur
Aiko und Eckhard Fiebig, Ebmatingen
Walter Geiser, Forch
Frank Joss, Maur
Felix Karrer, Forch
Irmgard Keldany, Maur
Ulrich Knobel, Forch
Godi Leiser, Maur
Yvan Pestalozzi, Binz
Hannes Portmann, Binz
Hans Ulrich Voser, Forch
Stefan Witschi, Uessikon
Ruth Zürcher, Forch

Fotos von

René Hauri, Felix Karrer, Fränzi Muheim, Eveline Sprenger u. a.
Umschlag: Collage von Godi Leiser auf der 1941 von Paul Heusser
angefertigten Maurmer Flurnamen-Karte 1:10 000

Redaktion:

Werner DeHaas und Hans Ulrich Voser
(die mit Abschluss dieser Ausgabe ausscheiden)
Gisela Goehrke, Bettigna Hagnauer, Veronica Kurth, Robert Rietiker
Chronik 1994: Helene Aeberhard

Satz und Druck:

Werner Schrumpf AG, Ebmatingen

© 1995 Kulturkommission der Gemeinde Maur
Abdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe

